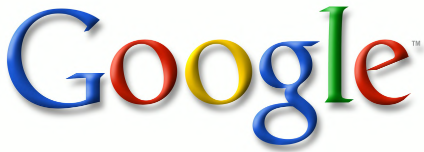


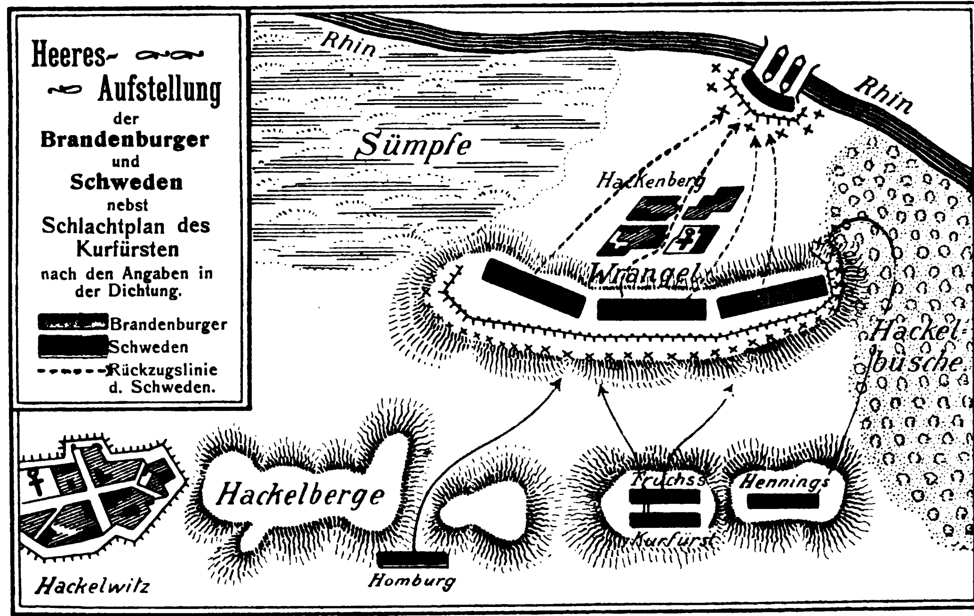

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

p.



Karte 1.


Heeres-Aufstellung
der
Brandenburger
und
Schweden
nebst
Schlachtplan des
Kurfürsten
nach den Angaben in
der Dichtung.
Brandenburger
Schweden
Rückzugslinie
d. Schweden.
Rhin
Sümpfe
Rhin
Hackenberg
Wrangel
Hackel-
büsche
Hackelberge
Homburg
Truchss
Kurfürst
Hennings
Hackelwitz

Die deutschen Klassiker,

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

E. Kuenen
Prof. am Königl. Gymnasium
zu Düsseldorf

M. Evers
Prof. u. Direktor des Gymnasiums
zu Barmen

und einigen Mitarbeitern.

---

21. Bändchen:

Kleists Prinz Friedrich von Homburg

von

Eduard Kuenen.

Erste Auflage.

Mit einer Karte der Heeresaufstellung und des Schlachtplanes nebst einer Karte des historischen Kriegsschauplatzes der Schlacht bei Fehrbellin.

Leipzig 1903.
Verlag von Heinrich Bredt.

Heinrich von Kleists
Prinz Friedrich von Homburg,

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

Eduard Kuenen.

Erste Auflage.

Mit einer Karte der Heeresaufstellung und des Schlachtplanes nebst einer Karte des historischen Kriegsschauplatzes der Schlacht bei Fehrbellin.

Leipzig 1903.
Verlag von Heinrich Bredt.

Die deutschen Klassiker,

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

E. Kuenen
Prof. am Königl. Gymnasium
zu Düsseldorf

M. Evers
Prof. u. Direktor des Gymnasiums
zu Barmen

und einigen Mitarbeitern.

---

21. Bändchen:

Kleists Prinz Friedrich von Homburg

von

Eduard Kuenen.

Erste Auflage.

Mit einer Karte der Heeresaufstellung und des Schlachtplanes nebst einer Karte des historischen Kriegsschauplatzes der Schlacht bei Fehrbellin.

Leipzig 1903.
Verlag von Heinrich Bredt.

Heinrich von Kleists

Prinz Friedrich von Homburg,

erläutert und gewürdigt

für

höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium

von

Eduard Kuenen.

Erste Auflage.

Mit einer Karte der Heeresaufstellung und des Schlachtplanes nebst einer Karte des historischen Kriegsschauplatzes der Schlacht bei Fehrbellin.



Leipzig 1903.
Verlag von Heinrich Bredt.

Ward fund.

Vorwort.

Das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“, das letzte und bedeutendste Werk des im Leben so unglücklichen, hochbegabten dramatischen Dichters Heinrich von Kleist, hat in den letzten Jahrzehnten eine wohl berechtigte, immer größere Würdigung und Anerkennung gefunden. Zunächst hatten die Meininger das Verdienst, die besten Werke Kleists auf der deutschen Bühne heimisch zu machen, sodann hat der um die würdige Darstellung klassischer Dramen hoch verdiente Goethe-Verein vor zwei Jahren im Sommer zu Düsseldorf eine glänzende Aufführung dieses Schauspiels veranstaltet, die durch die Anwesenheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches noch besonders geehrt wurde. Der nationale Gehalt macht dieses Drama ganz besonders für die Schullektüre geeignet, weshalb wir es denn auch, nachdem die Vorurteile, die man gegen Kleists Dichtungen hatte, gefallen sind, in den Kanon der Schuldramen aufgenommen sehen. In Bezug auf den Grundgedanken des Stückes habe ich mich bei diesen „Erläuterungen“ an die von Gillow mit überzeugenden Gründen gestützte, auch von Sieroka vertretene Auffassung, der auch Gaudig und Servaes beigetreten sind, aus vollem Herzen angeschlossen. Es ist der Grundgedanke der Selbstbezwingung und freiwilligen Unterordnung unter das staatsbegründende und staatserhaltende Gesetz, der diesem echt brandenburgisch-preußischen Schauspiele zu Grunde liegt, ein Grundgedanke, zu dessen lebensvollem, immer tiefer

gehendem Verständnis die Hohenzollern ihr Volk erzogen haben, ihm voranleuchtend durch ihr eigenes Beispiel strenger Selbstzucht und Hingebung im Dienste des Vaterlandes.

Möge denn dieses Schriftchen dazu beitragen, unsrer deutschen Jugend das Verständnis dieses vortrefflichen nationalen Bühnenwerkes zu erleichtern, und möge es in ihren Herzen ein lebendiges Gefühl für die Auffassung ihrer wahren Pflichten gegen das Vaterland erwecken und beleben.

Düsseldorf, im Januar 1903.

E. Kuenen.

263

Exposition und Entwicklung der Handlung.

I. Aufzug.

Es ist der Vorabend der Schlacht bei Fehrbellin, in der Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, jenen herrlichen Sieg über die Schweden erfocht, der zu allen Zeiten als eine der schönsten nationalen Erinnerungen jedes deutsche Herz mit gerechtem Stolz erfüllen wird. Der Dichter verlegt in freier Gestaltung des historischen Stoffes das Hauptquartier des Kurfürsten in die unmittelbare Nähe des Schlachtfeldes, in die Stadt Fehrbellin selbst. Dort führt er uns nicht etwa, wie man vermuten möchte, ein buntbewegtes Lagerbild vor Augen, sondern, seiner romantischen Neigung folgend, versetzt er uns in den idyllischen Zauber eines mondbeglänzten Schloßgartens, auf den sich die traumhafte Stille einer schwülen Sommernacht herabgesenkt hat. Wir erblicken auf einer Bank unter einer mächtigen Eiche den jugendlichen Helden des Stückes, den Prinzen von Homburg, einen Vetter des Kurfürsten, dem trotz seiner Jugend schon der Oberbefehl über die gesamte Reiterei anvertraut ist. In dem Seelenzustande eines Nachtwandlers, d. h. in einer Verfassung, in der die träumende Seele ohne jedes individuelle Bewußtsein mit der äußeren Wirklichkeit in Verkehr tritt, windet der Prinz sich selbst einen Lorbeerkranz und flüstert dabei den Namen der lieblichen Prinzessin Natalie von Oranien, des Kurfürsten Nichte und Mündel, die sich mit

I, 1. Charakterisierender Akkord.

der kurfürstlichen Familie im Hauptquartier befindet. So enthüllt sich hier in der ungezwungensten Weise das innerste Streben des Jünglings, das seine Seele im bewußten Zustande scheu in sich verschließen würde, jenes Streben nach den höchsten Zielen, von denen ein jugendlicher Held träumen mag, nach stolzem Ruhme und hoher beglückender Liebe. Diese Szene ist nicht ohne Zeugen. Der Kurfürst selbst, seine Gemahlin und Natalie, die des Prinzen Busenfreund, der Graf Hohenzollern, herbeigerufen hat, sind aus dem Schloß in den Garten getreten und schauen verwundert dem seltsamen Gebaren des Nachtwandlers zu. Währenddessen erstattet Hohenzollern seinem Herrn Bericht. Wir erfahren, daß der Prinz nach einer dreitägigen unausgesetzten Verfolgung der flüchtigen Schweden todmüde im Hauptquartier angekommen sogleich den Befehl erhalten habe, nach einer kurzen Rast von drei Stunden mit seinen Schwadronen wieder aufzubrechen, um auf dem Schlachtfelde Aufstellung zu nehmen. Nachdem er die für den Aufbruch nötigen Anordnungen getroffen, hat er sich erschöpft zur Ruhe begeben, allein zur bestimmten Stunde findet man ihn nicht in seinem Zimmer vor, und erst nach langem Suchen entdeckt ihn Hohenzollern auf jener Bank in diesem sonderbaren somnambulen Zustande, in den ihn die hochgradige Aufregung seines leidenschaftlichen Strebens, die körperliche Ermüdung nach den vorhergehenden Strapazen und endlich die Schwüle der Nacht unter Einwirkung des Mondes versetzt hat. Die von Mitleid gerührten Damen halten den Prinzen für krank und verlangen nach dem Arzte, allein weder sein Freund noch der Kurfürst teilen diese Meinung. Letzterer geht scherzhaft auf den Gedankengang des ehrgeizigen Träumers ein, nimmt im neckischen Spiel dem Errötenden, um „sein tiefes Herz zu prüfen“, den Kranz aus der Hand, schmückt ihn mit

seiner eigenen Halskette und überreicht ihn so der Prinzessin Natalie. Als diese ihn hoch emporhält, erhebt sich plötzlich der Prinz und greift mit ausgestreckten Armen nach dem Kranze, während er die Worte flüstert: „Natalie! Mein Mädchen! meine Braut!“ worauf der Kurfürst, dem jetzt der Scherz zu weit geht, schnell mit den Damen ins Schloß zurückweicht, dem kühnen Schwärmer die bedeutungsvollen Worte zurufend:

„Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht
Sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder.
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!“

Rasselnd schließt sich die Pforte vor dem nacheilenden Prinzen, der unbewußt einen Handschuh der Prinzessin erwischt hat, gerade in dem Augenblicke, als er nach dem Kranze griff. Er legt ihn wie sinnend an seine Stirne, I, 2 u. 3.
geht dann die Rampe hinab in den Garten zurück, worauf sein Freund Hohenzollern, aus einer Seitentür des Schlosses kommend, wieder zu ihm tritt. Sobald der Graf den Nachtwandler laut bei Namen ruft, stürzt dieser zu Boden, kommt allmählich zu sich und will sogleich den abmarschierten Schwadronen nacheilen, als der Anblick des I, 4.
Handschuhs, den er in seiner Hand hält, ihn verwirrt Zerstreutheit des Prinzen.
und seine Gedanken auf den seltsamen Traum zurückführt, den er soeben erlebt hat. In diesem Augenblicke denkt er nicht mehr an seine militärische Pflicht, sondern schildert in seiner Liebesschwärmerei voll Begeisterung dem Freunde alle Einzelheiten der geträumten Erscheinung, weist dann auf den Handschuh hin, den er der Traumgestalt abgestreift hat, und den er jetzt — ein ihm unfaßbares wundersames Rätsel — als einen *wirklichen* Gegenstand in der Hand hält. Dabei verschweigt er in liebender Verschämtheit den Namen der Geliebten, die ihm im Traume erschienen, und nennt irgend eine andere. Der Graf, der

den ganzen Vorgang mit erlebt hat, geht scherzend auf die List des Freundes ein, erinnert dann aber an den baldigen Aufbruch zum Schlachtfelde, worauf beide sich entfernen, um die kurze Zeit noch der stärkenden Nachtruhe zu widmen.

I, 5. Mit der 5. Szene versetzt uns der Dichter in einen Saal des Schlosses, wo beim Morgengrauen die höchsten Offiziere um den Feldmarschall Dörfling versammelt sind, denen er den Schlachtplan diktiert. Der aus der Ferne vernehmbare Kanonendonner mahnt daran, daß Oberst Götz mit dem Vortrab des Heeres bereits deu Kampf begonnen hat. Parallel mit dieser militärischen Gruppe hat der Dichter noch eine zweite Gruppe von Personen dieser Szene eingefügt, die Gruppe der Kurfürstin mit ihren Damen, die sich zur Abreise rüstet. Als Mittelsperson zwischen beiden in ihren Handlungen ganz verschiedenen Gruppen auf ein- und demselben Schauplatze steht der Kurfürst, der der ersten Gruppe als Herrscher und Oberfeldherr, der zweiten als Familienhaupt angehört. Bezeichnend ist die Klarheit und Bestimmtheit, mit der Feldmarschall Dörfling jedem einzelnen Offizier seine Order zuteilt, die dieser sofort niederzuschreiben sich beeilt. Einen völligen Gegensatz dazu bildet der Prinz, der so zerstreut und geistesabwesend ist, daß er immerfort seine Augen auf die Gruppe der Damen richtet, in der sich Natalie befindet, und erst nach mehrmaligem Aufruf sich darauf besinnt, die ihn persönlich betreffenden Weisungen des Schlachtbefehls aufzuschreiben. Da hört er, daß die Prinzessin ihren Handschuh vermißt, und plötzlich durchzuckt ihn der Gedanke, daß sie den Handschuh verloren habe, den er besitze, somit identisch mit der süßen Traumgestalt sei. Nachdem er so die bis dahin vergeblich gesuchte Lösung des seltsamen Rätsels gefunden, wird er über diese Entdeckung

Steig. der Zerstreutheit.

in die wundersamste Bestürzung versetzt, und die Welt erscheint ihm in einem magischen Schimmer.[1]) In diesem Zustande völliger Selbstvergessenheit überhört er gerade den wichtigsten Teil des Schlachtplanes, der ihn als General der Reiterei ganz besonders angeht. Während Rittmeister Golz an Stelle des bereits abmarschierten Kottwitz die hier von Dörfling gegebenen Befehle niederschreibt, läßt der seiner Offizierspflicht völlig vergessende Schwärmer den Handschuh fallen und überreicht ihn dann selbst der Prinzessin, worauf die Kurfürstin ihm ein glückverheißendes Lebewohl zuruft. Zu seiner Gruppe zurückkehrend, wiederholt er im Triumphgefühl über seine beglückende Entdeckung die vom Feldmarschall zuletzt gesprochenen Worte: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen!" ohne jedoch deren wahre Bedeutung zu verstehen. In seinem Freudentaumel denkt er nur an den Augenblick, wo er mit stürmischem Angriff den Feind über den Haufen werfen und zugleich mit dem Siegeskranz sich die holde Braut erringen werde. Unterdessen fährt Dörfling fort, weitere Anweisungen zu geben, die klar und deutlich erkennen lassen, daß des Prinzen Angriff nicht eher erfolgen soll, bis der Kurfürst selbst ihm zu diesem Zwecke einen ausdrücklichen Befehl hat zukommen lassen. Da dem Feldmarschall die große Zerstreutheit des Prinzen auffällt, so gibt er dem Rittmeister von der Golz noch zuletzt den besonderen Auftrag, ihm vor Beginn der Schlacht den Oberst Kottwitz zuzuschicken, der, wie wir wissen, den Befehl erhalten hatte, dem jugendlichen Prinzen mit Rat und Tat beizustehen. Es ist hier wohl zu beachten, wie der Dichter alle Mittel anwendet, die geeignet sind, den heißblütigen Befehlshaber der Reiterei von einem

---

[1]) Vergl. H. Wilbrandt, H. v. Kl. Nördlingen 1863. S. 371.

voreiligen unbesonnenen Handeln abzuhalten. Nicht nur wird ihm seine Aufgabe klar und bestimmt diktiert, sondern es gibt auch der Feldmarschall besondere Anweisungen kluger Vorsicht, ja es erhebt der Kurfürst selbst seine Warnungsstimme, empfiehlt seinem Neffen Ruhe und Mäßigung und erinnert ihn daran, daß er ihm jüngst am Rheine durch seine Übereilung zwei Siege verscherzt habe. Mit den bedeutungsvollen Worten:

„Regier' dich wohl,
Und laß mir heut den dritten nicht entgehn,
Der Mindres nicht als Thron und Reich mir gilt!"

schließt diese Szene von meisterhaftem dramatischen Aufbau und höchster Lebendigkeit, eine Szene, in der wir die Verschuldung des Prinzen in der bevorstehenden Schlacht schon bangend vorausempfinden. Diese Ahnung verstärkt der den Akt abschließende Monolog des von stolzem Selbstbewußtsein

I, 6. Höhepunkt.

aufgeblähten Jünglings, der im Vorgefühle des glänzenden, seine kühnsten Träume krönenden Sieges sich in pathetischer Anrede an das Glück „das flüchtige Kind der Götter" wendet, das er in der Feldschlacht erhaschen und dessen Füllhorn er zu seinen Füßen umstürzen will.

Rückblick. Man hat die Eingangsszene vielfach als ein „opernhaftes Getändel" und „romantischen Spuk" bezeichnet, der nicht einmal zu dem äußeren Zusammenhang des Dramas passe.[1]) Es mag diese Ansicht ihre Berechtigung in der ungewöhnlichen, ganz absonderlichen Situation suchen, in die der junge Held im Anfang des Stückes versetzt wird; allein warum soll der Dichter sich nicht einer solchen Situation, deren Möglichkeit nicht bestritten werden kann, bedienen, wenn sie mit dem Charakterbilde des Helden so vorzüglich im Ein-

[1]) J. Schmidt, Einl. der rev. Tieckschen Kleistausg.

klang steht? Gerade in dieser Hinsicht muß die Kunst des Dichters gepriesen und es muß hervorgehoben werden, daß es ihm ganz besonders gelungen ist, den charakterisierenden Akkord eines Stückes anzuschlagen, in dem ein edelgesinnter, nach den höchsten Idealen strebender Jüngling von einer überaus sensitiven Natur erst durch die Fehler seines unüberlegten, ungestümen Handelns, das keine andre Order als die des eignen Herzens kennt, und durch die verhängnisvollen Folgen dieser Fehler zur Selbsterkenntnis und zum Bewußtsein seiner wahren Pflichten gegen sich, Fürst und Vaterland geführt wird. Dieser stimmende Akkord spricht sich deutlich aus in der einschläfernden Schwüle der mondbeglänzten Sommernacht, in der Versenkung der Hauptperson in einen nachtwandelnden Zustand, in dem sie mit eitlem, kindischem Treiben ihre innersten Gedanken offenbart, endlich in dem neckischen Spiel der Freunde, das zur Folge hat, daß des Jünglings ungestümes Streben gesteigert wird. In dieser Ouverture vernimmt man aber auch das Vorausklingen der Hauptmotive des Dramas, und das ist ein Punkt, der ihre Berechtigung und Bedeutung erhöhen muß.[1]) „Der Jüngling des Vorspiels, der, statt seine Pflicht zu erfüllen, sich nächtlich, ‚eitel wie ein Mädchen‘, den Kranz des Ruhmes windet, prophezeit uns einen General, der, statt selbstloser Unterordnung unter das Ganze, sich vermessen den Segen des Glückes ganz zu Füßen umstürzen und an Cäsars Stern die Leiter setzen will. Der Nachtwandler, welcher dann statt der Prinzessin und des mit der kurfürstlichen Gnadenkette umschlungenen Kranzes bloß den Handschuh erhascht

[1]) H. Gillow, Progr. des Königstädt. Gymn. Berlin, O. 1893. S. 5, Anm. 1.

und doch für ein Pfand des Glückes hält, ist . . . der Vorbote des Prinzen, welcher statt des Sieges, des Götterkindes auf der Kugel des Glückes, das er haschen wollte, nur den von ihm freilich als solchen erst spät erkannten Schein eines vollwertigen Sieges gewinnt, und dem auch in der Haupthandlung wie in der ersten Szene der Kurfürst ‚mit der Prinzessin zurückweicht'. Dem Schloßtor, welches hier (I, 1) rasselnd vor ihm zufliegt, indes sein Blick ‚noch immer unverwandt die Rampe hinauf' gerichtet bleibt, entspricht dort im 3. Akt das Tor seines Gefängnisses, welches sich schließt, indes er noch immer die Wolken des Gerichts für den Dunstkreis hält, aus dem ihm die Sonne nur um so strahlender aufgehen soll; und schließlich — wenn man will — haben wir doch auch die Analogie des auf des Freundes Ruf äußerlich zu Boden fallenden Prinzen (I, 4), der erst langsam zum Bewußtsein zurückkehrt und sich darauf besinnt, ‚daß er der märk'schen Reiter Oberst ist', zu dem innerlich zusammenbrechenden des 3. Aktes, der auch erst allmählich durch seinen wahrsten Freund, den Kurfürsten, zu einem neuen Leben erweckt wird und beherzigen lernt, was er als märkischer Reiteroberst schuldig ist."

Exposition. Eine nicht minder meisterhafte Technik zeigt die Exposition des Stückes, in der die Vorbedingungen der Handlung, die Umstände, unter denen sie beginnt, sich in lebendiger, ununterbrochener Folge abwickeln, die wesentlichen Charakterzüge der Hauptpersonen deutlich hervortreten, wobei Zeit und Ort in zwangloser, unauffälliger Weise eingeflochten werden.

Die Exposition zerfällt in zwei nach Ort und Zeit geschiedene Teile, Szene 1—4 und Szene 5—6. Der erste Teil hat den Prinzen als Nachtwandler zum Mittelpunkt und offenbart seinen Ehr-

geiz und seine Liebe; der zweite führt uns des Prinzen strategische Aufgabe vor Augen und zeigt ihn dieser gegenüber in völliger Selbstvergessenheit und Zerstreutheit, zuletzt im Triumphgefühl seiner stolzen Überhebung. Beide Teile verknüpft der Handschuh. Während dieser schon im ersten Teile von bedeutungsvoller Wirkung ist, indem er Phantasie und Wirklichkeit verbindet und den Prinzen veranlaßt, das im Traum Erlebte ausführlich zu erzählen und darüber nachzugrübeln, führt er im zweiten Teile das erregende Moment jener völligen Selbstvergessenheit Homburgs herbei, wodurch der Gang der bevorstehenden Schlacht in bedenkliche Verwirrung geraten kann. Auch ist der Handschuh nicht minder Ursache der stolzen Überhebung des Prinzen, nachdem dieser in Natalie die Besitzerin des errungenen Pfandes erkannt hat. So entwickelt sich die Handlung, und zwar keineswegs aus dem Kampfe widerstreitender Interessen in Spiel und Gegenspiel, wie in andern Dramen, sondern ganz aus der Persönlichkeit des Helden selbst, der sich von den innersten Triebkräften seiner Seele leiten läßt. Hierbei charakterisiert sich der Held des Stückes zwar als eine edelgesinnte, nach hohen Idealen strebende Persönlichkeit, aber auch als eine äußerst empfindsame, leidenschaftliche Natur, die in allem nur dem Zuge des Herzens folgt und das Wort „Pflicht" und „Selbstbeherrschung" noch nicht kennt. Dieses die ganze Persönlichkeit beherrschende Kraftgefühl steigert sich zum Höhepunkte des ersten Aufzuges in jener begeisterungsvollen, triumphierenden Anrede an das Glück.

Neben dem Prinzen ist auch das Charakterbild des Kurfürsten, zwar nur im Umrisse mit kurzen Strichen, aber nicht minder klar, scharf und anschaulich gezeichnet. Er ist der Herrscher „mit der Stirn

Charakter des Kurfürsten.

des Zeus“, eine wahrhaft königliche Gestalt von erhabener Ruhe und Überlegenheit des Geistes, der sich humorvoll herabläßt, mit dem törichten Jüngling, den er von Herzen liebt, zu scherzen, nachdem er dessen geheimste Gedanken und Wünsche mit seinem durchdringenden Blick sofort erkannt hat.

Der Schlachtbefehl mit allen Einzelheiten ist sein eigenstes Werk und bekundet den weitblickenden, umsichtigen Feldherrn, der nicht nur den Feind schlagen, sondern völlig besiegen und vernichten will, sein Verhalten den Frauen gegenüber enthüllt eine edle Seite seines Gemütes, seine große Besorgnis um das Los der Gattin und der Angehörigen.

In Hohenzollern endlich finden wir eine frische, kecke Soldatennatur, voll Humor, aber auch ernst, wenn die Pflicht gebietet, offen und wahr, dem Prinzen in echter Freundschaft ergeben.

II. Aufzug.

II, 1. Auf die Schlachtparole des ersten Aufzuges folgt im Steigerung der Handlg. II, 1—II, 9. zweiten die Schlacht selbst. Der Dichter versetzt uns nach jenem Teil des Schlachtfeldes, wo die Reiterei unter dem Befehl des Prinzen von Homburg ihrer Aufgabe harren soll. Soeben ist Kottwitz mit den übrigen Offizieren an der Spitze der Reiterscharen eingetroffen und gibt die Befehle zu ihrer Aufstellung. Der alte Herr, das echte Bild eines kernfesten märkischen Reiterobersten, ist trotz seines Gichtleidens, das ihm das Absteigen vom Pferde erschwert, noch voll jugendlichen Feuers und soldatischen Humors, bei aller Derbheit von weichem Gemüte, empfindlich für die Schönheiten der Natur. Aus seiner Unterhaltung mit den Offizieren erfahren wir

aus dem Munde Hohenzollerns, daß der Prinz während der Nacht auf seinem Ritte zum Schlachtfelde mit dem Pferde gestürzt ist, ohne jedoch Schaden genommen zu haben, und daß er augenblicklich im benachbarten Dorfe weilt. Auf die Frage des Rittmeisters von der Golz, ob Kottwitz den Marschall Dörfling noch gesprochen (vergl. I, 5, V. 399 flg.), antwortet der Oberst belustigt, daß er ihn vergebens auf dem ganzen Schlachtfelde gesucht habe. Bald erscheint auch der Prinz selbst, von Kottwitz herzlich II, 2. begrüßt, in ernster Stimmung. Er lobt die vom Obersten getroffenen Anordnungen und erzählt dann, daß er, dem Drange seines Herzens folgend, ins nahe Dörfchen geritten sei, um dort in der Kapelle Gottes Hilfe vor dem Beginn der Schlacht zu erflehen. Der wackere Kottwitz lobt seinen jungen Herrn ob seines frommen Sinnes und prophezeit ihm Ruhm und Sieg. Der Prinz steht noch immer unter dem Banne des nächtlichen Erlebnisses. Zwar besinnt er sich einen Augenblick auf seine militärischen Pflichten und richtet leise an seinen Freund die Frage, was eigentlich Dörfling ihm gestern beim Austeilen der Parole aufgetragen habe; allein während Hohenzollern ihm die Ordre wiederholt, verfällt er alsbald wieder in den Zustand der früheren Zerstreutheit. Plötzlich weckt ein Kanonenschuß den Träumer aus seinem Sinnen, die Schlacht beginnt, und die Offiziere besteigen mit ihrem General einen Hügel, um den Gang des Kampfes zu beobachten. Aus ihren Reden und Ausrufen gewinnen wir ein klares, anschauliches Bild von dem Verlaufe der Schlacht (vergl. die Teichoskopie[1]) in Schillers Jungfrau von Orleans, V, 9 und

[1]) Teichoskopie, im engern Sinne: das Schauen von der Mauer, (Turm), i. w. S. von einem erhöhten Stand (wie hier Hügel), dient dem Dichter zur lebendigen Darstellung und Vergegenwärtigung eines außerhalb der Bühne sich vollziehenden Vorgangs (Schlacht). Ein zweites Mittel ist der Botenbericht.

Tell I, 1, Goethes Götz III u. a.), die sich in ihren einzelnen Phasen genau nach dem vom Marschall diktierten Schlachtbefehle vollzieht. Während die Offiziere mit vollem Verständnis die einzelnen Vorgänge verfolgen und ihre gespannte Teilnahme in lebhaften Worten bekunden, zeigen die verwunderten Fragen des Prinzen, daß er die Einzelheiten des Schlachtplans gar nicht kennt.[1]) Diesem zufolge entwickelt sich der Angriff der Brandenburger Schlag auf Schlag, und sein Gelingen versetzt die zuschauenden Offiziere in immer größere Spannung. Zunächst hat Hennings, der den rechten Flügel befehligt, den linken von Wrangel kommandierten Flügel des Feindes, der Order gemäß, umgangen und im Rücken angegriffen, während Truchß sein Vorgehen durch einen Frontangriff vom Zentrum aus unterstützt. Das Artilleriefeuer der Brandenburger, das von den schwedischen Schanzen heftig erwidert wird, setzt alsbald das hinter den Schweden liegende Dorf in Brand, und drei schwedische Regimenter des rechten Flügels schwenken ab, um dem bedrängten linken Flügel zu Hilfe zu eilen. Schon tobt der Nahkampf bei den Schanzen, von wo man ein gewaltiges Musketfeuer vernimmt, und alsbald ertönt aus der Ferne das Siegesgeschrei der Brandenburger herüber. Da wankt der linke Flügel des Feindes, Wrangel räumt mit seinem Feldgeschütz die Schanzen, und ein Triumphgeschrei erhebt sich aus der Schar der zuschauenden Offiziere, als sie den Feind weichen sehen. In diesem Augenblick hält der Prinz den Zeitpunkt für gekommen, gegen den Feind vorzugehen. Indem er sich plötzlich des einzigen Wortes erinnert, das ihm bei der Austeilung der Parole so gut gefallen hat, und das allein in seinem Geiste haften geblieben ist, fordert er Kottwitz auf, ihm zu folgen und die Fanfare blasen zu lassen. Aber der alte Haudegen mahnt zur Ruhe und Besonnen-

---

[1]) S. die bez. Karte 1.

heit und erinnert an den ausdrücklichen Befehl, zum Angriff erst die besondere Order abzuwarten. Dieser Widerspruch steigert die Leidenschaft des Ungeduldigen nur um so mehr, so daß er alle Selbstbeherrschung verliert und einem seine Dämme durchbrechenden Strom gleich jedes Hindernis niederwirft, das sich ihm entgegenstellt. Mit ehrverletzenden Worten höhnt er seinen alten Freund und Ratgeber ob seiner Zaghaftigkeit, bis dieser erzürnt, in Verteidigung seiner eignen Ehre, ihm zuruft:

„Oho — kommst du mir so, mein junger Herr?
Den Gaul, den du daherſprengst, schlepp' ich noch
Im Notfall an dem Schwanz des meinen fort! —
Marsch, marsch, ihr Herrn! — Trompeter, die Fanfare!“

Aber noch zögern Golz und die anderen Offiziere, eingedenk des Schlachtbefehls, und als einer von ihnen es wagt, die Gefangennahme ihres Führers zu fordern, reißt der Prinz ihm wutentbrannt den Degen ab und läßt ihn gefangen abführen, worauf er, alle Verantwortung für die andern übernehmend, der Parole des Kurfürsten seine eigne entgegenstellt:

„Und jetzt ist die Parol', ihr Herrn: Ein Schurke,
Wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!“

Da lenkt Hohenzollern begütigend ein, und als zuletzt auch Kottwitz kampfbereit ihm zuruft: „Auf deine Kappe nimm's; ich folge dir“, beruhigt sich auch der Prinz und stürmt an der Spitze seiner Reiterscharen in die tobende Schlacht.

Mit der folgenden Szene führt uns der Dichter in eine Bauernstube des nahen Dorfes, wo die Kurfürstin erwartet wird, durch den Bruch der Achse ihres Reisewagens an der Weiterreise gehindert. Obwohl der Schauplatz wechselt, bleibt dennoch das Hauptthema dasselbe, und während wir in den vorhergehenden Szenen durch die Teichoskopie über den Gang der Schlacht unterrichtet wurden, werden wir jetzt durch Botenbericht II, 3.

über ihren weiteren Verlauf aufgeklärt. Zuerst vernehmen wir durch einen Hofkavalier, daß die Brandenburger einen glänzenden Sieg erfochten haben, dann aber aus dem
II, 4. Munde der bleich und verstört eintretenden Kurfürstin, daß sie soeben die Schreckensnachricht von dem Tode des Kurfürsten erhalten habe. Der Bote dieser Hiobspost ist
II, 5. der selbst verwundete Rittmeister Mörner, ein Teilnehmer des unter dem Prinzen von Homburg erfolgten Reiterangriffs. Seine lebendige Schilderung, die den Stempel des Selbsterlebten an sich trägt, setzt genau dort ein, wo Homburg in die Schlacht eingreift. Schon hatte der Prinz, so beginnt er, zwei Reihen Wrangels im feurigen Ansturm durchbrochen und niedergeritten, als er auf eine feindliche Feldredoute stieß, die ihn mit mörderischem Feuer empfing, „daß seine Reiterschar wie eine Saat sich knickend niederlegte“, und er gezwungen wurde, Halt zu machen, um sein zerstreutes Korps zu sammeln. Da sprengte der Kurfürst, der sich bei der Truchßschen Heeresabteilung befand, sofort den hart Bedrängten zur Hilfe herbei,

„Auf einem Schimmel herrlich saß er da
Im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend.“

Ängstlich besorgt schaun die Reiter, die sich am Abhang des Hügels sammeln, auf ihren Herrn, der jetzt mitten im feindlichen Feuer ist. Plötzlich sehen sie Roß und Reiter in den Staub niedersinken. Bei diesem schrecklichen Anblick erfaßt den Prinzen ein wilder Schmerz. „Dem Bären gleich, gespornt von Wut und Rache“, stürmt er an der Spitze seiner Reiter auf die Verschanzung los: sie wird im Sturm genommen, nichts kann der zerschmetternden Wut der Tapferen widerstehen. Bald ist der Feind geschlagen und zerstreut, und eine reiche Beute krönt den herrlichen Sieg. Nur der Brückenkopf am Rhyn hemmt das weitere Vordringen der Sieger und bewahrt

die Schweden vor völliger Vernichtung.[1]) Kaum hat der II, 6.
Rittmeister seinen Bericht beendet, da bricht die Kurfürstin,
von unsagbarem Schmerz über den Verlust des geliebten
Gatten überwältigt, ohnmächtig zusammen. In diesem
Augenblicke naht sich den Betrübten der Prinz, selbst aufs
tiefste erschüttert. Aber mitten im tiefsten Schmerze über
den Tod des teuren Oheims durchzuckt den vom glänzenden
Siege Berauschten das stolze Selbstgefühl der eignen hohen
Bestimmung: er fühlt sich berufen, die Frauen zu trösten,
des Kurfürsten Werk fortzusetzen, er will der Vollstrecker
seines letzten Willens sein und die Schweden gänzlich aus
den Marken vertreiben. Dann bekennt er der trostlosen
und verwaisten Natalie in rührenden Worten seine innigste
Liebe, und Gegenliebe findend drückt er beseligt die Teure
an seine treue Brust, die jetzt vom Hochgefühl des reinsten
Glückes erfüllt ist. Indessen erweist sich die Trauernach- II, 7, 8.
richt vom Tode des Kurfürsten als falsch. Graf Sparren,
von einem Wachtmeister herbeigerufen, meldet, daß er den
Kurfürsten nach der Schlacht frisch und wohlauf im Hofe
des Pfarrers zu Hakelwitz gesehen, wo er inmitten seines
Stabes Befehle zur Bestattung der Toten erteilt habe.
Diese Botschaft verwandelt den Schmerz der Trauernden
in jähe Freude, und der Prinz, der den Kurfürsten in
der Schlacht mit seinem Schimmel hat niederstürzen sehen,
ersucht jetzt den Grafen um nähere Aufklärung dieses
Vorfalls, worauf dieser mit rührenden, tief ergreifenden
Worten die Rettung des hohen Herrn durch den Opfer-
tod des edlen Stallmeisters Froben schildert. Sodann

[1]) Die Erwähnung des Brückenkopfs ist für die Beurteilung der Tragweite des Sieges sehr wichtig. Was Mörner nicht erkennt, sagt uns der Kurfürst selbst, der allein maßgebendste Beurteiler der Schlacht. Nach ihm wäre der Sieg dann ein vollständiger gewesen, wenn der Prinz, dem Schlachtbefehle gemäß, nicht eher mit seinem Angriff vorgegangen wäre, bis Hennings, der sich am Rhyn furchtbar entfaltete, die Brücken des Feindes zerstört hätte.

erfahren wir aus dem Munde des Grafen, daß der Kurfürst bereits nach Berlin aufgebrochen sei, wo er seine Generale erwarte, nachdem die Schweden einen Waffenstillstand mit ihm vereinbart und Friedensunterhandlungen angeknüpft hätten. Der Prinz, der dem Kurfürsten so schnell wie möglich folgen will, sendet eine kurze Mitteilung an Kottwitz und besteigt dann den Wagen der Kurfürstin, die sein Verhältnis zu Natalie errät und begünstigt, so daß der Beglückte, der sich so nahe den höchsten Zielen wähnt, von denen seine kühnste Hoffnung träumen konnte, in seiner Vermessenheit ausruft:

„O Cäsar Divus,
Höhepunkt. Die Leiter setz' ich an deinen Stern!"

Aber gar bald sollte der Schwärmer von dem Gipfel seines Glücksgefühls in die Tiefe der erbarmungslosen, rauhen Wirklichkeit hinabgestürzt werden.

II, 9. Die folgende Szene versetzt uns nach Berlin, in den Lustgarten vor dem alten Schlosse. Es ist unterdessen Abend geworden. Die in der Nähe liegende Kirche ist erleuchtet, und unter dem Gedränge einer großen Volksmenge wird die Leiche Frobens vorübergetragen und auf einem prächtigen Katafalk niedergesetzt. Wir bemerken den Kurfürsten inmitten seiner ersten Offiziere und vernehmen

Fallen der Handlung. (II, 9—IV.) das vernichtende Urteil, das er über den voreiligen Reiterangriff der Seinigen in der soeben gewonnenen Schlacht fällt. Laut und deutlich spricht er es aus, daß derjenige, der die Reiterei geführt und gegen die Order den Angriff begonnen habe, bevor Hennings die Brücke des Feindes hat zerstören können, des Todes schuldig sei und vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Aus diesem durchaus sachlich gehaltenen Urteilsspruch des Kurfürsten als Oberfeldherrn erhellt deutlich, daß das Ziel seines so planvoll entworfenen Schlachtbefehls, die völlige Vernichtung des Feindes, durch jenen eigenmächtigen,

zu frühzeitigen Reiterangriff nicht erreicht worden ist, daß der Feind vielmehr, wenn auch geschlagen, unter dem Schutze des Brückenkopfes seine Flucht hat bewerkstelligen können. Alsdann sucht der Kurfürst durch eine an Truchß gerichtete Frage sich dessen zu vergewissern, daß Homburg die Reiterei nicht geführt habe, was dieser auf Grund des Gerüchtes von dem gefährlichen Sturze des Prinzen während des nächtlichen Rittes auch bestätigt. Der Kurfürst fühlt sich zwar durch diese Versicherung beruhigt, aber das Urteil, das er jetzt über den Schuldigen fällt, ist darum nicht weniger unabhängig von der Person des Täters. Das „Gleichviel“, mit dem er jetzt beginnt, weist bedeutungsvoll auf die von keinem persönlichen Empfinden getrübte Objektivität seines Urteils hin. Er gibt zwar zu, daß der Sieg ein glänzender sei, aber das entschuldige nicht den begangenen Ungehorsam; nicht dem Zufall wolle er seinen Sieg zu verdanken haben, sondern mit Rücksicht auf die Schlachten, die noch zu schlagen seien, verlangt er, „daß man dem Gesetz gehorsam sei“.

„Wer's immer war, der sie zur Schlacht geführt“,

so lautet das vernichtende Urteil des Oberfeldherrn,

„Ich wiederhol's, hat seinen Kopf verwirkt,
Und vor ein Kriegsgericht hiermit lad' ich ihn. —
Folgt, meine Freunde, in die Kirche mir!“

In diesem Augenblicke erscheint der Prinz, begleitet II, 10.
von seinen Offizieren, mit den Zeichen des Sieges, den erbeuteten Fahnen. Der Kurfürst, der ihn verwundet glaubt, stutzt bei diesem Anblick, und plötzlich von dem Gedanken durchzuckt, daß der Prinz selbst der Schuldige sei, fragt er ihn, ob er die Reiterei geführt habe. Erstaunt über diese Frage weist der ahnungslose Sieger stolz auf die eroberten Fahnen hin, die er seinem Herrn zu Füßen gelegt hat. Da trifft ihn das Donnerwort seines Gebieters:

„Nehmt ihm den Degen ab! Er ist gefangen.“

Erschrocken suchen die Offiziere Einsprache zu erheben, aber der Kurfürst hört sie nicht an, gibt gelassen weitere Befehle, wie die erbeuteten Fahnen verwendet werden sollen, und vertieft sich dann in die soeben überbrachten Depeschen, während der Prinz, aufs höchste verwundert und erstaunt, den ganzen Vorgang nicht begreift. Als endlich ein Offizier ihm den Degen abfordert, gerät er in die leidenschaftlichste Aufregung, und obgleich man ihn über die Ursache seiner Verhaftung aufklärt, findet er den Gesichtspunkt nicht, von dem aus er das Handeln des von ihm so hoch verehrten Kurfürsten beurteilen kann. Tröstend und beruhigend mahnen die Freunde, der Satzung zunächst Gehorsam zu leisten, aber der Prinz, unfähig den eigentlichen Grund und die ganze Tragweite seiner Verfehlung zu erkennen, hält seine Verhaftung nur für den Ausfluß persönlicher Gereiztheit seines Vetters, weil er dessen Willen zu wenig beachtet und nach eigener Entschließung den Angriff begonnen habe. Schwelgend im Wonnegefühl des so herrlich errungenen Sieges war er gekommen, und nun findet er statt gerechter Anerkennung und edelmütiger Beurteilung seines Handelns das gerade Gegenteil bei dem, den er über alles verehrt — was ist da natürlicher, als daß er verbittert wird und seinen Vetter Friedrich bedauert, wenn er nach Römer Art den Brutus spielen will! Daher lehnt er sich in trotziger Entrüstnng gegen ein solches Spiel auf mit den Worten:

„Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn,
Der unterm Beil des Henkers ihn bewundert.“

Nach diesen Worten übergibt er in finsterem Unmut dem Offizier seinen Degen, während der Kurfürst mit gelassener Ruhe voll Hoheit und Würde den Befehl erteilt, den Gefangenen nach Fehrbellin zu bringen, damit das Kriegsgericht dort über ihn entscheide. Alsdann begibt er sich mit seinem Gefolge in die Kirche, wo die eroberten

Siegeszeichen aufgestellt werden; er selbst aber kniet demutsvoll am Sarge Frobens nieder, um dem Helden zu danken, der seine Pflichttreue mit dem Tode gebüßt hat. So hebt die Schlußszene des 2. Aufzuges noch einmal den Gegensatz zwischen der Pflichttreue Frobens und der Pflichtvergessenheit des Prinzen in erschütternder, echt dramatischer Weise hervor.

Rückblick. Der zweite Aufzug, der den Fortschritt der Handlung und zwar in höchst spannender, rascher Folge bringt, läßt sich in drei Szenengruppen zerlegen, deren Höhepunkte in Szene 2, 8 und 9 liegen. Der kurze Inhalt ist folgender: 1. Der Prinz greift vorzeitig und eigenmächtig in den Kampf ein (Sz. 2); 2. der Prinz tröstet die weinenden Frauen und wähnt sich auf dem Gipfelpunkte seines Glückes (Sz. 8); 3. der Prinz wird als Übertreter des Gesetzes vom Kurfürsten zum Gefangenen erklärt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden (Sz. 9). Nach einer exponierenden Vorszene führt uns der Dichter mitten in die Schlacht hinein und läßt uns ihren genauen Verlauf mittels der Teichoskopie erkennen, zugleich aber auch die wachsende Aufregung des kampfbegierigen Prinzen bis zu ihrem Höhepunkte wahrnehmen. Die zweite Szenengruppe wird mit der ersten durch das Mittel des Irrtums, nämlich der falschen Nachricht von dem Tode des Kurfürsten, in geschickter Weise verknüpft. Die falsche Todesnachricht steigert das Selbstgefühl des Prinzen in seiner Eigenschaft als Sieger, so daß er in die Worte ausbricht:

„Ein Engel will ich mit dem Flammenschwert
An Eures Throns verwaisten Stufen stehn!"

Durch diese hochherzige, ritterliche Gesinnung, den verwaisten Frauen männlichen Schutz zu bieten, gehoben, wagt er das so rührende Geständnis seiner tiefen Liebe

Natalien zu bekennen, die, von ihrer weichen Stimmung überwältigt, sich an seine treue Brust flüchtet. Die Aufhebung des Irrtums durch des Grafen von Sparren Bericht, in den auch die Episode von Frobens Aufopferung eingeflochten ist, führt den jähen Umschlag der Stimmung herbei, vom tiefsten Leid zur höchsten Freude, und ist somit geeignet, dem Prinzen auch die Zustimmung der Kurfürstin zu seiner Verlobung zu vermitteln. Die dritte Szenengruppe (Sz. 9 u. 10) schließt sich zeitlich, wenn auch nicht unmittelbar, an die vorhergehende an, da der Schauplatz nach Berlin verlegt wird, und somit die Reise vom Schlachtfelde nach der Hauptstadt dazwischen liegt, bildet jedoch einen völligen Gegensatz zu dieser. Während vorher der Prinz Träger der Handlung war, ist er jetzt der leidende Teil geworden, die Peripetie oder der Glücksumschwung hat ihn plötzlich durch das vernichtende Urteil des Kurfürsten als des Vertreters der staatlichen Ordnung und des Gesetzes ereilt, und der soeben noch Hochbeglückte wird aus seinem Glücksrausche jählings in das tiefste Unglück gestürzt. Der Kurfürst übergibt den ungehorsamen Reiterführer dem Kriegsgericht, das über Tod und Leben entscheiden soll. Zugleich schließt diese Szene die Episode Froben ab, dessen Ehrung durch den Kurfürsten, wie schon gesagt, nachdrücklich den grellen Gegensatz zwischen dem schlichten Pflichtgefühl des für seinen Herrn sich opfernden Helden und der Pflichtvergessenheit des nur seinem eigenen Bedünken folgenden Prinzen hervortreten läßt.

III. Aufzug.

Gleich beim Beginn der ersten Szene finden wir den Prinzen als Kriegsgefangenen im Gefängnis zu Fehrbellin. Auch der Kurfürst ist nach Fehrbellin zurückgekehrt, nachdem er in Berlin einem feierlichen Dankgottes-

dienst wegen des errungenen Sieges beigewohnt hat, bei dem auch der Prinz als Sieger von der Kanzel herab verkündet worden ist. Sodann hat er gleich nach seiner Ankunft das Kriegsgericht zusammenberufen, das den Schuldigen zum Tode verurteilt hat. Dieses Urteil soll dem kurfürstlichen Herrn auf seinen besondern Befehl alsbald zur Unterschrift vorgelegt werden. Beide Ereignisse liegen somit zwischen dem 2. und 3. Aufzug.

Der Prinz ist trotz kriegsgerichtlichen Urteils heiter, und, von unerschütterlichem Vertrauen zu der hochherzigen Gesinnung seines Oheims erfüllt, erwartet er gefaßt die baldige Lösung der Verwirrung, seine Befreiung, obwohl sein Freund Hohenzollern nicht versäumt, ihm den Ernst seiner Lage begreiflich zu machen. Des Freundes Vorstellungen machen zunächst wenig Eindruck auf ihn; er kann es nicht begreifen, daß es ein todeswürdiges Verbrechen sei, die schwedische Macht zwei Augenblicke früher, als befohlen worden, niedergeworfen zu haben. Zwar verkennt er nicht, daß das Kriegsgericht, dem Gesetze zu genügen, auf den Tod erkennen mußte, aber sein Herz sagt ihm, daß der Kurfürst ihn sogleich begnadigen werde; er ist dessen so sicher, daß er glaubt, das kriegsgerichtliche Urteil diene dem Kurfürsten nur als Folie, damit die Sonne seiner Gnade sich um so heller von diesem dunkeln Hintergrunde abhebe. Indem er sich so gegen die Logik der Tatsachen verschließt und nur den Eingebungen des eigenen Herzens folgt, fügt er in seiner Verblendung hinzu:

„Eh er dies Herz hier, das getreu ihn liebt,
Auf eines Tuches Wink der Kugel preisgibt,
Eh' sieh, eh' öffnet er die eigne Brust sich
Und spritzt sein Blut selbst tropfenweis' in Staub."

Erst als Hohenzollern ihm sagt, daß der Kurfürst das Todesurteil zur Unterzeichnung eingefordert, und daß

auch der Feldmarschall die Befürchtung geäußert habe, es
sei keine Hoffnung auf Begnadigung vorhanden, da erst
wird sein Vertrauen erschüttert, und es tritt der Wende-
punkt in der Bewegung seines seelischen Empfindens und
Denkens ein. Er kann das Ungeheure nicht begreifen,
daß sein geliebter Herr Entschließungen fassen könne, die
der grausamsten Tyrannen der Weltgeschichte würdig seien.
Sein Zweifel wird bald zur Gewißheit, als er vernimmt,
daß der schwedische Gesandte im Lager angekommen sei,
um die Hand der Prinzessin als ein Unterpfand des zu
schließenden Friedens zu erbitten, und daß der Kurfürst
sich sehr über die Mitteilung seiner Gattin, die Prinzessin
sei bereits verlobt, erzürnt habe. Da fällt es ihm plötz-
lich wie Schuppen von den Augen, das Wahngebilde
seiner Hoffnung stürzt wie ein Kartenhaus zusammen, und
er begreift jetzt, daß er den politischen Plänen des Kur-
fürsten im Wege stehe, und mit den Worten: „O Freund,
hilf, rette mich! ich bin verloren!“ fleht er verzweiflungs-
voll den Busenfreund um Hilfe an, der ihm rät, sich der
Kurfürstin anzuvertrauen. Hastig ergreift er Hut und
Mantel, zeigt dem wachthabenden Offizier seine Entfernung
III, 2 u. 3. an und eilt hinaus, das letzte Mittel der Rettung zu
versuchen. Der die Wache habende Offizier widersetzt sich
seinem Weggang nicht, da er die Order erhalten hat, den
Prinzen gehen zu lassen, wohin es ihm beliebe; nur er-
innert er den verwundert Fragenden, ob er kein Gefangener
sei, bedeutungsvoll daran, daß das gegebene Wort auch
eine Fessel sei. Wir eilen jetzt dem Prinzen voraus in
III, 4. das Zimmer der Kurfürstin, die eben im Begriff ist, die
betrübte Natalie in das Kabinett des Oheims, der sich
noch zu so später Stunde mit Staatsangelegenheiten be-
schäftigt, zu begleiten, um den Versuch zu machen, den
unglücklichen Freund zu retten. Da meldet die Hofdame
den Prinzen, der um Einlaß bitte, worauf die Kurfürstin

unwillig den Wortbruch des Unbesonnenen tadelt, ihn dann jedoch auf Nataliens dringende Bitte nach kurzem Bedenken eintreten läßt. In leidenschaftlicher Aufregung stürzt der Prinz mit den Worten: „O meine Mutter!" ihr zu Füßen. Er hat auf dem Wege zu ihr das offene Grab gesehen, das beim Schein der Fackeln zu seiner Bestattung bereitet wird, und bei diesem schaurigen Anblick hat ihn plötzlich kaltes Todesgrauen, der Schauder vor der Verwesung mit Entsetzen ergriffen. Aller Fassung bar, nur von dem einzigen Gedanken erfüllt, sein junges blühendes Leben um jeden Preis zu retten, fleht er mit fliegenden Worten um die Erhaltung dieses Lebens, indem er alles, was das Leben wert macht, Ehre, Stellung und Ruhm hingeben will. Mit herzergreifenden Worten erinnert er die Kurfürstin an das feierliche Versprechen, das sie einst seiner sterbenden Mutter gegeben, an ihm Mutterstelle vertreten zu wollen. Erschüttert bei diesem erbarmungswürdigen Anblick wilder Verzweiflung gesteht die Kurfürstin weinend, daß sie bereits vergebens Schritte zu seiner Rettung getan habe. Da steigert sich seine Todesfurcht nur noch mehr: er will allen Anspruch auf seine Braut aufgeben, im Schweiße seines Angesichts in ferner Gegend am Rheine den Acker gleich einem niedrigen Landmanne bebauen und ein trauriges Dasein fristen, wenn er nur das Leben retten könne. Sodann sucht er die betrübte Braut zu trösten, indem er ihr, wie Hamlet der Ophelia, rät, in ein Kloster zu gehen oder auch einen Knaben, der ihm gleiche, großzuziehen und darin ihr Lebensglück zu suchen. Tief erschüttert ist Natalie Zeugin der unwürdigen, fassungslosen Haltung ihres Geliebten; aber gerade der Anblick seines jammervollen Zustandes erhebt ihre Seele, gibt ihr Kraft und Mut, und seine Hand ergreifend, weckt sie von neuem die Heldennatur in ihm und mahnt ihn mit erhebenden Worten, dem

III, 5. Hauptszene.

Grabe kühn ins Auge zu schauen, dem er doch tausendmal in der Schlacht furchtlos entgegengesehen, und sie fügt hinzu, daß sie selbst beim Kurfürsten Fürsprache für ihn einlegen werde. Staunend, als sei ein Engel zu seiner Rettung ihm aus Himmelshöhen gesendet, schaut er die Jungfrau an, deren mannhafte Trostesworte ihn mit neuer Hoffnung beleben, und wie umgewandelt eilt er in sein Gefängnis zurück.

Rückblick. Der dritte Aufzug steht in völligem Gegensatz zum zweiten. Sehen wir dort den Prinzen in überschäumender Jugendkraft mit kühnem Wagemut nach den höchsten Zielen seines glühenden Ehrgeizes streben, so sehen wir ihn hier fassungslos zusammenbrechen und voll Verzweiflung um sein Leben flehen. In der 5. Szene, wo er kniefällig um die Erhaltung seines Lebens bittet, liegt der Schwerpunkt der nun absteigenden Handlung. In der 1. Szene wiegte sich der Gefangene noch in falscher Sicherheit, aber der Anblick des offenen Grabes zerstörte mit einem Male das Wahngebilde, das seine Phantasie sich nach den Wünschen des Herzens aufgebaut hatte, und statt der Gnadenkette und der Hand der Geliebten droht ihm jetzt ein unrühmlicher, schmählicher Tod: da stürzt er haltlos in den Abgrund grauser Todesfurcht. „Derselbe wilde Traum," sagt Tieck, „der ihn in seinem Wahn über Alexander und Cäsar erhob, wirft ihn nun, da seine Zauber brechen, unter den gemeinsten Knecht hinab." Diese Todesfurchtszene hat bis auf den heutigen Tag vielfachen Anstoß gefunden, und man hat dem Dichter zum Vorwurf gemacht, daß er in dieser Szene über jedes Maß, über die Wahrheit hinausgegangen sei, ein Vorwurf, der auch die Aufführung des Stückes lange vereitelt hat. So urteilen Wilbrandt und Prölß, anders jedoch denkt Seiler, der „den Sturz in den Abgrund zaghaftester Todesfurcht vielmehr für sehr lebenswahr" hält. Auch Benedikt ver-

teidigt den Dichter in längerer Ausführung, indem er hervorhebt, daß er seinen Prinzen absichtlich im Glücke übermütig, im Unglück kleinmütig handeln läßt, um den Leser oder Zuhörer ja nicht darüber im Zweifel zu lassen, daß sein Prinz ein jugendlicher Hitzkopf ist, der zwischen den Extremen hin- und herschwankt, der noch weit entfernt ist von der Seelengröße, die dem wahren Helden eigen ist, der sich aber unter der Wucht der großen Schicksale, die auf ihn einstürmen, zu dieser Seelengröße erhebt und zum wahren Helden wird. Ebenso bemerkt Sierota S. 6 seiner Abhandlung: „Jene gewagten und viel bekämpften Verzweiflungsszenen des 3. und 4. Aktes sind nicht mit dem Tadel einer Vorliebe des Dichters für gewaltsame Affekte und äußerste Ausnutzung der Probleme abgetan, sondern sie wollen bei ihm, dem philosophisch gründlich Gebildeten, begriffen sein aus jener Lehre des Plato, daß das Wesen der wahren Tapferkeit untrennbar ist von den Tugenden der Besonnenheit, der Gerechtigkeit und der Weisheit." Ähnlich sind die Ausführungen Zürns S. 139, der sich auf Lessing beruft, „der im 1. und 4. Kapitel seines Laokoon mit Entschiedenheit den Stoizismus im Drama verwarf und die ungekünstelte Naivetät und Naturwahrheit der Hellenen rühmte, die ihren Empfindungen den freiesten Ausdruck gaben." Als Beispiel werden Philoktet, Antigone und Goethes Egmont angeführt; letzterer, der Held von Gravelingen, bekenne noch im Kerker seine leidenschaftliche Liebe zum Leben, denn es sei durchaus menschlich, sich vor dem Tode zu fürchten.

Wenn wir nach dem Gesagten dem Dichter die Berechtigung nicht absprechen können, seinen erst werdenden Helden in einen Zustand würdeloser, erniedrigender Schwäche zu versetzen, die eine natürliche Folge seines vorhergehenden Trotzes und Übermutes ist, und wenn auch die Dar-

stellung dieses Zustandes auf Grund eigener, innerer Erfahrung[1]) des Dichters und seiner tiefen Kenntnis des Seelenlebens durchaus naturwahr ist, so können wir uns dennoch eines Gefühls des Unbehagens nicht erwehren, wenn wir einen märkischen Offizier vor den Frauen auf den Knieen herumrutschen sehen und anhören müssen, wie er, nur um sein Leben zu retten, auf alles, was dem Menschen dieses Leben wert macht, auf die eigene Ehre und die geliebte Braut verzichten will, und wir sind froh, wenn diese minutenlange Peinigung unserer Nerven vorüber ist.

IV. Aufzug.

Umkehr. Zweite Steig. der Handlung.

Die erste Szene des 4. Aufzuges schließt sich unmittelbar an die Schlußszene des 3. Aufzuges an, so daß die Einheit der Handlung vollkommen gewahrt bleibt. Natalie tritt in das Gemach des an seinem Schreibtische stehenden Kurfürsten, sinkt auf die Kniee und fleht um Gnade für

[1]) Im Juli 1801 erlebte der Dichter nachts gegen 11 Uhr einen furchtbaren Sturm auf seiner Rheinfahrt zwischen Koblenz und Köln, den er seiner Braut folgendermaßen schildert: „Die Wellen schleuderten das Schiff so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Jeder klammerte sich, alle andern vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. — Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigentum, das uns dann etwas wert ist, wenn wir es nicht achten. — Dieses rätselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ... ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt.“ 15. Brief an Wilh. Bülow 203.

Homburg. Sie gesteht offen, daß sie den Prinzen liebe, und bittet um die Erhaltung seines Lebens, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern in hochherziger, selbstloser Entsagung um seinetwillen, damit er für sich frei und unabhängig sei, einer Blume gleich, an der sie sich erfreuen könne. Der Kurfürst hebt sie sanft empor, und mit der Frage: „Weißt du, was Vetter Homburg jüngst verbrach?“ trifft er den Kernpunkt der Verfehlung, die Pflichtvergessenheit des Prinzen. Natalie verkennt zwar den Fehltritt nicht, allein sie sucht mit warmen, begeisterten Worten die Schwere seiner Verschuldung zu mindern und abzuschwächen, hinweisend auf die väterliche Liebe des Kurfürsten zum verwaisten Jünglinge, dessen Mutter ihm so teuer war, auf die edlen Beweggründe, die den Prinzen bei seiner Tat geleitet, auf die glänzenden Erfolge des durch ihn errungenen Sieges und den Widerspruch, in den sich der Kurfürst mit sich selbst, mit der angeborenen Milde seines Herzens setzen würde, wollte er erst den Sieger krönen, dann aber hinrichten lassen. Wohl möchte der Kurfürst, von ihren Worten gerührt, der Stimme seines Herzens folgen, allein eine andre Stimme spricht mächtiger in ihm, die Stimme der Pflicht gegen das Vaterland, einer Pflicht, der jedes persönliche Interesse untergeordnet sein müsse. Das Wort Vaterland erweckt in der Seele Nataliens keineswegs die Bedenken, die nach Ansicht des Kurfürsten die Unbotmäßigkeit des Prinzen für den Bestand des Staates haben müsse; sie hält es vielmehr für „die schönste Ordnung“, wenn, nachdem das Kriegsgericht sein gestrenges Urteil gesprochen, der Herrscher nunmehr die sanften Gefühle der Gnade walten lasse. Und in ihrer Begeisterung hinblickend auf den so festgefügten Bau des brandenburgischen Staates, den wie eine unerschütterliche Burg der Kurfürst gegründet habe, schaut sie prophetischen Blickes in die ferne Zukunft und weissagt die künftige,

wachsende Größe und Herrlichkeit dieses Vaterlandes, das nicht in Trümmer sinken, vielmehr alle Stürme sieghaft überdauern und sich immer herrlicher aufbauen werde. Ein solcher Bau, meint sie schließlich, bedürfe wahrlich nicht eines Bindemittels, wie es das Blut des Freundes biete. Dieser begeisterte Appell an das Herz des Kurfürsten verfehlt seine Wirkung nicht. Er zeigt sich bereit, seine Gnade walten zu lassen, wenn der Prinz dieselben Gefühle hege, die Natalie soeben geäußert. Daher seine Frage: „Denkt Vetter Homburg auch so?“ Da muß er denn zu seiner Überraschung von Natalie hören, daß der Prinz, von grauser Todesfurcht erfaßt, nicht an das Vaterland, sondern nur an die eigne Rettung denke. Die Prinzessin, aufs tiefste bewegt, schildert ihm mit tränenden Augen, wie der Prinz, vordem ein Held, nun völlig gebrochen, fassungslos die Kurfürstin aufgesucht und kläglich – „ein unerfreulich jammernswürd'ger Anblick“ – um sein Leben gefleht habe. Da wird auch der Kurfürst für einen Augenblick verwirrt, er hat sich den Prinzen, der vordem so trotzig war, in solchem Seelenzustande nicht gedacht; aber auch ebensoschnell durchblitzt ihn ein Gedanke der Rettung des Unglücklichen. Den trotzigen Prinzen mußte er, so schwer es ihm auch wurde, der Strenge des Gesetzes übergeben, den fassungslosen kann er begnadigen, wenn er ihn auf den Weg der wahren Erkenntnis seiner Pflicht, auf die rückhaltlose Anerkennung seiner schweren Verschuldung gegen das Vaterland zurückgeführt. Von diesem Gedanken, dessen Folgerichtigkeit er nicht bezweifelt, erleuchtet, sichert er voll Herzensgüte der sich ängstigenden Prinzessin die Begnadigung des Prinzen bei seinem Eide zu und fertigt sofort das betreffende Schreiben aus, das die Prinzessin selbst dem Prinzen überbringen solle. Dieses Schreiben enthält zwar nicht, wie Natalie glaubt, die unbedingte Begnadigung des

Schuldigen, jedoch eine solche, die zur vollen Freisprechung führen muß, denn sie gründet sich auf den unerschütterlichen Glauben des Kurfürsten an die edlen Eigenschaften des Prinzen, die sofort sich geltend machen würden, sobald sie in die richtigen Wege geleitet worden sind. Mit einem feinen Schachzuge, der die geniale Schlagfertigkeit seines staatsmännischen Geistes nicht minder als seine tiefe Seelenkenntnis verrät, überläßt er es dem Rechtsgefühl des Prinzen, zu entscheiden, ob er mit Recht oder Unrecht verurteilt worden sei. Mit den Worten:

„Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Kassier' ich die Artikel: er ist frei"

setzt er den Prinzen zum Richter über sich selbst ein, in der sicheren Erwartung, daß der Fassungslose sich selbst alsbald wiederfinden und in unparteiischer Beurteilung der Sachlage seine wahre Pflicht erkennen und ihren Geboten als Mann von Ehre folgen werde. Hat der Prinz sich aber selbst erst verurteilt, so hat der Kurfürst ein Recht, ihn zu begnadigen.

Unterdessen haben auch die Freunde des Prinzen zu IV, 2.
Gunsten ihres geliebten Führers gehandelt. Der biedere Kottwitz hat eine Bittschrift an den Kurfürsten aufgesetzt, die alle Offiziere seines Regimentes unterschrieben haben, und die er jetzt der Prinzessin als Chef des Regimentes mit der Bitte vorlegen läßt, ihren Namen obenan zu schreiben. Natalie, verwundert, daß nur die Offiziere ihres Regimentes unterzeichnet haben, vernimmt zu ihrer Freude, daß auch die übrigen Regimenter von denselben Gesinnungen zu Gunsten ihres Generals beseelt seien und nur aus dem Grunde nicht unterzeichnet hätten, weil durch die weite Entfernung des Standortes des Kottwitzschen Regimentes die Supplik zur Unterschrift nicht hätte vorgelegt werden können. Da glaubt die Prinzessin, ein

Zusammenwirken sämtlicher Offiziere könne dem Prinzen nur von Nutzen sein und einen moralischen Druck auf die Entschließungen des Kurfürsten ausüben. Sie schreibt daher sofort an Kottwitz und gibt ihm im Namen des Kurfürsten den Befehl, mit seinem Regimente sogleich nach
IV, 3. Fehrbellin aufzubrechen. Sodann begibt sie sich zum Prinzen selbst, den sie in teilnahmloser Stimmung über den Unbestand des menschlichen Lebens und das Dasein
IV, 4. in der jenseitigen Welt philosophierend antrifft. Freudig
Hauptszene. überreicht sie ihm den Brief des Kurfürsten, der seine Begnadigung ihm ankünden soll. Der Prinz will es nicht glauben, er öffnet den Brief und liest die Worte:

„Auf Euren eignen Beifall rechnet' ich.
Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten,
Und gleich den Degen schick' ich Euch zurück."

Da erblaßt Natalie, sie erkennt plötzlich die gefährliche Lage, in die der Brief ihren Freund versetzt hat, allein sie überwindet sogleich ihre tödliche Angst, und mit heitern Worten drängt sie den Prinzen, das befreiende Wort zu schreiben. Aber dieser zaudert, Bedenken steigen in ihm auf. Er empfindet mit Stolz, daß der Kurfürst ihn vertrauensvoll zum Richter über sich selbst gemacht hat. Dieses unbedingte Vertrauen des Kurfürsten auf seine eigene unparteiische Entscheidung, dieser Appell an sein besseres Selbst erweckt mit einem Schlage das Rechtsgefühl, das bis dahin jugendlicher Übermut und Trotz, dann erniedrigende Todesfurcht in seiner Heldenbrust unterdrückt hatte, und er erkennt plötzlich die Größe der Schuld, die er sich durch seinen Ungehorsam gegen die heiligen Pflichten, die das Vaterland von ihm fordert, zugezogen hat. Mag die Geliebte in banger Sorge um sein Leben alle ihre Überredungskünste aufbieten, um ihn zu veran-

lassen, das Wort, das ihn retten kann, zu schreiben, er widersteht mannhaft dieser Versuchung mit den Worten:

„Daß er mir unrecht tat, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
Bei Gott, so setz ich hin: Du tust mir recht!"

Und wie groß die Schuld ist, dessen volle Erkenntnis ihm jetzt aufgegangen, hören wir aus den bewegten Worten:

„Schuld ruht, bedeutende mir auf der Brust,
Wie ich es wohl erkenne."

Diesem Schuldbewußtsein folgt unmittelbar der feste, unabänderliche Entschluß zur Sühne. Dem letzten Versuche der Geliebten, seine Entschließung durch den Hinweis auf die Vollziehung des Urteils wankend zu machen, die unfehlbar stattfinden würde, wenn er den Rechtsspruch nicht aufhebe, begegnet er entschlossen mit den Worten: „Mir ziemt's hier zu verfahren, wie ich soll!" mit jenem „soll" die Anerkennung der Pflicht, auch die Folgen seines Ungehorsams auf sich zu nehmen, energisch betonend. Höhepunkt.

Nachdem er so jede selbstsüchtige Regung seines Herzens in mannhafter Selbstüberwindung unterdrückt hat und zu jener Erhabenheit der Pflichtauffassung vorgedrungen ist, die den wahren Helden kennzeichnet, schreibt er die Antwort an den Kurfürsten, und Natalie, hingerissen von seiner Seelengröße, besiegelt diesen Entschluß mit einem Kusse.

Rückblick. Im vierten Aufzuge, der die Genesung des Prinzen zum Hauptgegenstand hat, nimmt die Handlung gegenüber der absteigenden Bewegung im dritten Aufzuge wiederum einen energischen Aufschwung, dessen Höhepunkt in der 4. Szene liegt, wo der Prinz sich

wieder faßt und seine sittliche Pflicht erkennt. Die beiden ersten Szenen enthalten das Eintreten Nataliens zu Gunsten des Prinzen, die zweite weist außerdem auf die Mitwirkung der Offiziere im fünften Aufzuge hin. Die 3. Szene bereitet auf die Hauptszene vor; der Sturm leidenschaftlichen Begehrens nach der Fortdauer des Lebens hat sich ausgetobt, und die ermattete Seele ist neuen anregenden Eindrücken zugänglich, oder, wie Seiler sagt, in der Seele des Jünglings ist nunmehr der Boden genug gelockert für die auszustreuende Saat. In betreff der 1. Szene ist vor allem daran festzuhalten, daß der Kurfürst aus eigener Initiative, nicht etwa durch Amaliens Überredungskunst besiegt, die Genesung des Prinzen unternimmt. Von der Fassungslosigkeit des Prinzen durch Natalie unterrichtet, wird er keineswegs an der Berechtigung des gefällten Urteils irre, wie Wilbrandt, Zürn u. a. behaupten, sondern, über den ungeahnten Zusammenbruch des vorher trotzigen Prinzen „verwirrt“,[1]) schöpft er sofort im Hinblick auf diese unerwartete Wandlung neue Hoff-

[1]) Gilow sagt S. 16: Der Herrscher ist einen Augenblick „verwirrt“, und zwar über das Verhalten des Prinzen, und scheint auch noch einen Augenblick länger verwirrt, als er es wirklich ist, und will es auch scheinen, da er den Entwurf zur Rettung, welcher in ihm alsbald aufblitzt, der Prinzessin aus guten Gründen vorenthalten will, so daß zwar die Versicherung, daß der Prinz Gnade finden soll, aufrichtig ist, Natalie aber über das „wie?“ auf eine falsche Fährte gelockt und, echt Kleistisch, durch die Maske der Verwirrung, welche er beibehält, zu dem Glauben verleitet wird, als habe ihre Mitteilung ihn erschüttert. Er selbst hat nur weniger Augenblicke bedurft, um seine durch die unerwartete Nachricht von des Prinzen Zusammenbruch erschütterte Fassung wiederzufinden. Ja, innerlich begrüßt er nun diesen Verlauf der Dinge als einen glücklichen, und wenn er sagt: „So fasse Mut, mein Kind, so ist er frei“, so ist auch ihm wirklich eine schwere Last von der Brust genommen. Der erste Hoffnungsstrahl der Begnadigung leuchtet in ihm auf.

nung, den Schuldigen zu retten, ohne daß er die Recht- mäßigkeit des Urteils irgendwie anzutasten braucht. Er entschließt sich, ihm selbst die Entscheidung zuzuschieben. Wie genial dieser Schachzug des Kurfürsten ist, zeigt Silow S. 17 seines Progr.: „Es ist das Härteste, was man tun kann, wenn man einem Mann von Ehre, der mit einem andern streitet, die Selbstentscheidung zuschiebt. Da kann er ohnehin nicht wohl anders als durch strengste Selbst- beurteilung verhindern, daß auch nur ein Schein von Parteilichkeit auf ihn fällt. Nicht ein billig denkender menschlicher Richter, sondern die unerbittliche Ehre in Person leitet nun das Verfahren ein.“ So ist es hier. Der Prinz fühlt sich zunächst durch das unbedingte Ver- trauen, das der Kurfürst in seine Ehre setzt, beschämt, hatte er doch selbst an dem Gerechtigkeitssinn seines an- gebeteten Vorbildes kurze Zeit gezweifelt, zugleich aber fühlt er sich durch dieses ehrende Vertrauen gehoben, voll edlen Stolzes sträubt er sich, das ihm dargebotene Opfer anzunehmen; sein Rechtsbewußtsein ist mit einem Schlage erwacht, mit der Sicherheit eines unbestechlichen Richters erkennt er seine Schuld und die Pflicht der Sühne, und alsbald faßt er den Entschluß, dieser Pflicht nachzukommen. Durch diese eine große Selbst- überwindung sind alle edlen Eigenschaften seiner Seele gleichsam wieder frei geworden. Bei der Stärke seines Willens, die sich vorher in seinem Trotz und Übermut offenbarte, können wir auf die Festigkeit dieses Entschlusses schließen. Der Versuchung der Geliebten, die nur auf seine Rettung bedacht, ihn zu einer andern Entscheidung zu drängen sucht, begegnet er mit der unerschütterlichen Entschlossenheit wahren Heldentums, zu dem seine Seele sich jetzt erhebt, so daß Amalie, die Zeugin seiner Er- niedrigung gewesen, ihr Heldenideal in ihm wiederfindet und ihr wiedergefundenes Glück mit einem Kusse besiegelt.

So hat der Kurfürst mit tiefer psychologischer Weisheit die kranke Seele des Prinzen geheilt, geläutert und zu jener Höhe erhabener Gesinnung geführt, die den wahren Helden kennzeichnet, so hat er zugleich das getrübte Idealbild in der Seele der Geliebten in seiner ganzen Reinheit und Schönheit wieder hergestellt.[1])

V. Aufzug.

Die im vierten Aufzuge vom Kurfürsten, dem feinen Seelenkenner, in das Herz des Prinzen ausgestreute Saat entwickelt sich in diesem Aufzuge zur herrlichsten Frucht, der Prinz erhebt sich zur Gipfelhöhe wahren Heldentums, indem er in sieghafter Selbstüberwindung zum Heile des Vaterlandes den Tod als Sühne seiner Schuld verlangt. Zugleich tritt er seinem Herrn als treuester Bundesgenosse in seinem Bestreben zur Seite, die wenn auch aus edlem Motive rebellischen Offiziere zur richtigen Auffassung ihrer Pflichten zurückzuführen, nämlich die unbedingte Unterordnung des Individuums unter die Forderungen der Allgemeinheit als das alleinige staatserhaltende Prinzip anzuerkennen. Der Dichter führt uns in einen Saal des Schlosses zu Fehrbellin, wo wir zur Nachtzeit den Kurfürsten halb entkleidet in Begleitung von mehreren Offizieren aus einem Seitenkabinett hervortreten sehen. Er hatte sich gerade zur Ruhe begeben wollen, als diese ihm die Nachricht bringen, daß Kottwitz mit seinen Dragonern in der Stadt angekommen sei und vor

---

[1]) Gilow sagt Progr. 1893 S. 17 sehr schön: „Wie die tiefste Weisheit der griechischen Orakel darin bestand, daß sie, durch doppeldeutige Antwort eine neue Frage stellend, die Menschen in den Spiegel der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis schauen ließen, so haben wir also in diesem Briefe eine wirkliche delphische Weisheit des Kurfürsten gegenüber der später spöttisch von ihm so genannten seiner Offiziere.“

dem Schlosse halte. Der Oberst selbst habe sich zunächst aufs Rathaus begeben, wo die Generalität versammelt sei, er werde aber sogleich vor seinem Herrn erscheinen; auch sie bitten um die Erlaubnis, zur Versammlung gehen zu dürfen, wie sie versprochen hätten. Diese Nachricht setzt den Kurfürsten in Erstaunen, da er nichts von der Order weiß, welche die Prinzessin in seinem Namen ausgefertigt hat, und obgleich er den Zweck der Versammlung nicht kennt, gewährt er, nach einiger Zögerung, seinen Offizieren die Bitte. Darauf drückt er im Selbstgespräch V, 2
seine Verwundrung über das eigenmächtige Vorgehen des Obersten und seiner Offiziere aus; doch weil es „Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist", d. h. ein echter, biedrer, treuergebener Märker, in dem kein Falsch ist, so will er sich „auf märkische Weise" fassen, ihn nämlich wie ein törichtes Kind in aller Stille wieder nach Arnstein, seinem Hauptquartier, zurückführen. Sodann sendet er einen Diener aus, der Erkundigungen nach dem Zwecke der Versammlung einziehen soll, zieht sein fürstliches Gewand an, um so im vollen Schmucke seiner Herrscherwürde dem „Eigenmächtigen" entgegen zu treten. Da tritt unangemeldet Feldmarschall Dörfling ein mit den Worten: „Rebellion, mein Kurfürst!" und aufgeregt berichtet er in fliegender Eile, daß Kottwitz ohne Auftrag in die Stadt gerückt sei, die Offiziere sich zur Abfassung einer Bittschrift auf dem Rathaus versammelt hätten; auch verlaute es, daß sie beschlossen hätten, den Prinzen gewaltsam zu befreien, wenn der Kurfürst die Begnadigung verweigere. Dieser aber läßt sich in seiner erhabenen Geistesruhe, mit der er alle Verhältnisse klar überschaut, nicht irre machen, und das unbefugte Eindringen Dörflings in sein Gemach tadelnd, verurteilt er keineswegs, wider des Feldmarschalls Erwarten, das Vorgehen der Offiziere, sieht es vielmehr als eine Regung an, an der sein Herz teilnehme. Allerdings-

verfinstert sich sein Antlitz, als er von dem Befreiungsplan hört, faßt sich aber wieder sogleich, und an der Wahrheit der Nachricht zweifelnd, antwortet er:

„Das muß ein Mann mir sagen, eh' ich's glaube",

und, die Situation völlig beherrschend, fügt er mit gutem Humor hinzu:

„Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gestellt,
Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn!"

Jetzt beschwört ihn Dörfling, der Empörung seiner Offiziere durch die Begnadigung des Prinzen, wenn er überhaupt eine solche beabsichtige, zuvorzukommen; allein der Kurfürst weist bedeutungsvoll auf den Umstand hin, daß er erst den Prinzen deshalb befragen müsse, da dieser nicht mit Willkür, sondern den Gesetzen gemäß gerichtet sei, somit Willkür ihn auch nicht befreien könne. Vor solcher geistigen Überlegenheit muß auch Dörfling die Segel
V, 4. streichen; „Verwünscht", ruft er bei sich aus, „Er ist jedwedem Pfeil gepanzert!" In diesem Augenblick meldet sich Kottwitz mit den übrigen Offizieren an, zugleich aber wird auch die Antwort des Prinzen von Homburg über-
Spannung. bracht. Der Kurfürst liest sie schnell, läßt sich sodann das Todesurteil bringen und zugleich den Paß für den schwedischen Gesandten. So kurz dieser Vorgang ist, so bedeutungsvoll ist er. Der Brief des Prinzen hat dem Kurfürsten die Waffe in die Hand gedrückt, mit der er als Hüter des Gesetzes sich der seine Souveränität bedrohenden Offiziere erfolgreich erwehren kann. Indem er aber den Paß des schwedischen Gesandten fordert, hat er bereits jene Entscheidung getroffen, die ihm niemand abtrotzen kann, die mit dem Gesetze übereinstimmt und seinem innersten Herzenswunsche entspricht, die Begnadigung des
V, 5. Prinzen und zugleich die Fortsetzung des Krieges. Jetzt tritt Kottwitz ein und bittet ehrfurchtsvoll die Bittschrift

im Namen des gesamten Offizierkorps überreichen zu dürfen. Doch der Kurfürst fragt ihn zunächst, wer ihn hergerufen habe. Erstaunt zeigt der Oberst die vom Chef des Regiments im Namen des Kurfürsten unterzeichnete Order vor. Dieser steht vor einer neuen unerwarteten Tatsache; allein er faßt sich schnell, erkennt den Befehl an und überrascht nun seinerseits den ahnungslosen Kottwitz, indem er ihm gelassen den Zweck seines Kommens deutet, dem Prinzen die letzte soldatische Ehre mit seinen Dragonern zu erweisen. Erschrocken vernimmt es Kottwitz, allein der Kurfürst stellt sich, als merke er die Verwirrung seines Obersten nicht, und heißt ihn willkommen. Sodann liest er die Bittschrift mit heiterer Ruhe und ruft dem bestürzten Urheber derselben, der durch den soeben vernommenen harten Befehl alle seine Hoffnungen zu Boden geworfen sieht, das scherzende Wort zu:

„So hebt ein Wort auch wiederum sie auf.“

Nachdem er sich vergewissert hat, daß der Prinz selbst der Abfassung der Bittschrift fern stehe, läßt er sich mit Kottwitz, der in seiner Schrift die Tat Homburgs als eine subjektiv berechtigte dargestellt hatte, in einen Wortstreit über die Verschuldung des Prinzen ein. Kottwitz sucht die Tat des Prinzen als eine durch die Umstände gebotene zu rechtfertigen, muß aber seinem Herrn einräumen, daß er auf dem Schlachtfelde andrer Meinung gewesen sei. Dem unwiderlegbaren Vorwurfe des Kurfürsten, daß der Prinz durch seinen vorzeitigen, eigenmächtigen Angriff ihn um den Erfolg des Sieges, die völlige Vernichtung des Feindes gebracht habe, begegnet der alte Haudegen mit der paradoxen Bemerkung, daß nur Stümper sich „des Schicksals höchsten Kranz“ erringen wollen.[1]) Ein

[1]) Mit diesen Worten ironisiert Kottwitz unbewußt das Streben des Prinzen, der in seiner Vermessenheit ausrief: „O Cäsar Divus, die Leiter setz' ich an deinen Stern!“

Mann wie der Kurfürst nehme das, was ihm vom Schicksal geboten werde. Auch glaube er, daß die Schweden gar bald und leicht vertrieben werden. Eine solche Siegeszuversicht erscheint dem Kurfürsten töricht, wenn es jedem wie Homburg erlaubt sei, willkürlich in den Schlachtplan einzugreifen. Einen solchen Sieg wolle er nicht.

„Den Sieg nicht mag ich, der ein Kind des Zufalls
Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.“

So bezeichnet der Gründer des brandenburgischen Staates den Gehorsam gegen das Gesetz als das staatserhaltende Grundprinzip, „die Mutter meiner Krone“, und daß er darunter nicht den sklavischen Gehorsam gegen die tote Satzung, vielmehr die vom lebendigen Staatsbewußtsein durchdrungene freie Anerkennung der Unterordnung des einzelnen unter das Ganze versteht, so fügt er bedeutungsvoll hinzu: „Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.“ Mit andern Worten: Ist mein Heer oder allgemein mein Volk von diesem lebendigen Geist der Ordnung, die, um mit dem Dichter der Glocke zu reden, den, der sie anerkennt, „frei und leicht und freudig bindet“, beherrscht, so wird es unüberwindlich sein und stets den Sieg an seine Fahnen ketten. Aber der ergraute Sachwalter des Prinzen, der wie die übrigen Offiziere von dessen ruhmvollem Siege berauscht ist, faßt „das Gesetz“ nur als äußern Zwang, als tote Regel auf, die jede innere Beteiligung ausschließt, weshalb er der innern Empfindung das Wort redet, die in der Liebe zum Vaterlande, zu Thron und Fürst den Antrieb zum rechten Handeln findet und Siege erringt, ohne nach dem „wie“ zu fragen. Das Heer solle kein blindes Werkzeug in der Hand des Oberfeldherrn sein, es müsse ihm die Freiheit unbenommen bleiben, auch selbständig in

die Schlacht eingreifen zu können. Und indem er sich für diese Idee immer mehr begeistert, führt er sich selbst als Beispiel seiner Überzeugung an: er werde, wenn der Kurfürst auch den Prinzen hinrichten lasse, gegebenen Falles ebenso handeln und seinen Kopf freiwillig darbieten, denn alles, was er sei und was er habe, gehöre ja seinem Herrn. Diese feurige Rede des „alten, wunderlichen Herrn", die im Grunde die wärmste Anhänglichkeit an seinen geliebten Fürsten bekundet, berührt diesen nicht unangenehm, sie besticht ihn vielmehr, wie er sagt, „mit arglist'ger Redekunst", die durch ihre Sophistik zu blenden versteht, und scheinbar besiegt streckt er die Waffen, doch nur scheinbar; denn mit einem neuen genialen Schachzug holt er sich zum Staunen der Offiziere eben jenen Prinzen als Anwalt und Vertreter seiner Ansicht, den Kottwitz soeben mit dem Aufwand einer glänzenden Beredsamkeit verteidigt hatte.[1])

---

[1]) Seidlitz verließ in der Schlacht bei Kunersdorf seinen Beobachtungsposten nur auf wiederholte königliche Befehle, und zweimal widersetzte er sich, mit seiner Reiterei anzugreifen, weil er das nahende Unglück voraussah. — Nachdem York den Neutralitätsvertrag mit dem russischen General Diebitsch am 30. Dezember 1812 abgeschlossen hatte, schrieb er an Friedrich Wilhelm III.: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben." — Diese Beispiele werden mit Unrecht zur Rechtfertigung der Widersetzlichkeit des Prinzen angezogen. Seidlitz widersetzte sich dem Befehle, weil er im gegebenen Falle eine bessere Einsicht zu haben glaubte und das Schicksal des Heeres auf dem Spiele stand, York handelte eigenmächtig, weil er in dieser Handlung das einzige Mittel sah, um das Vaterland zu retten, und wohl das Bewußtsein hatte, als treuer Untertan nicht gefehlt zu haben; Homburg hingegen handelt aus Mangel an Pflichtbewußtsein, indem er die Parole überhört und sich von seinem ungestümen Tatendrang hinreißen läßt, dem der Befehl des Oberfeldherrn im Wege steht.

„Der wird dich lehren, das versichr' ich dich,
Was Kriegszucht und Gehorsam sei."

Unterdessen läßt sich der Kurfürst noch auf ein kurzes Wortgefecht mit Hohenzollern ein, der eine zweite Bittschrift eingereicht hat, worin er den Fürsten selbst für die Schuld des Prinzen verantwortlich macht. Aufgefordert, seine Behauptung zu beweisen, baut der Freund Homburgs seine Beweisführung als Kettenschluß auf, anhebend mit der nächtlichen Gartenszene in Fehrbellin, wo der Kurfürst sich mit dem nachtwandelnden Prinzen einen Scherz erlaubt habe, der schuld gewesen sei an dessen Verwirrung und Zerstreutheit und den festen Glauben in ihm erweckt habe, er werde am Schlachttage „Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschmuck" sich erringen. Der Vorfall mit dem Handschuh der Prinzessin, den er sodann ausführlich schildert, und der die Zerstreutheit bei der Parole zur Folge hatte, was auch Dörfling bestätigt, ist dem Kurfürsten bisher unbekannt. Jene Nacht steht wieder lebhaft vor seinen Augen, und er versinkt in tiefes Nachdenken, wahrscheinlich, um die Begnadigung des Prinzen, die ja nach seiner Voraussicht sicher ist, in ähnlicher Weise ins Werk zu setzen. Unterdessen folgert Hohenzollern weiter, daß die Zerstreutheit bei der Parole schuld gewesen sei an des Prinzen Widerspenstigkeit während der Schlacht, diese mittelbar an seiner Verurteilung. Diese Weisheit seiner Offiziere, die der Kurfürst mit feiner Ironie eine „delphische" nennt, widerlegt er im scherzhaften Spiele mit denselben Mitteln der Rhetorik, indem er dem Kettenschluß ein neues Anfangsglied vorsetzt, wodurch Hohenzollern, der ihn gerufen habe, als der Schuldige bezeichnet werden
V, 6. muß. Sodann wird das Erscheinen des Prinzen, den der
Spannung. Kurfürst sich als Sachwalter bestellt hatte, bedeutungsvoll durch die Meldung vorbereitet, daß er sich soeben das Grabgewölbe habe aufschließen lassen, jenes Grab, vor

dem er so verzweiflungsvoll sich entsetzt hatte, und das er jetzt mit so ruhigem Auge anschauen konnte. Gleich darauf tritt der Prinz ein, ruhig, gefaßt, entschlossen. V, 7.
Der Kurfürst übergibt ihm die Bittschrift und macht ihn Katastrophe.
mit dem Begehren des Heeres bekannt. Aber der junge Hauptszene.
Held wirft kaum einen Blick in die Schrift, und derselbe zaghafte Jüngling, der noch vor kurzem ausrufen konnte:

„Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als Leben
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!“]

derselbe weist jetzt heldenmütig die Fürbitte von hundert Edelleuten zurück. Seinem getreuen Kottwitz für dessen warme Teilnahme dankend, gebietet er ihm, sofort nach Arnstein zurückzukehren, denn er sei fest entschlossen, den Tod zu erleiden, der ihm zuerkannt worden sei. Erschrocken hören es die Offiziere, flehend suchen sie auf den Kurfürsten einzudringen, aber ihr Schrecken verwandelt sich in staunende Bewundrung, als eben jener Jüngling, der die Schranken des Gesetzes in leichtsinnigem Trotze durchbrochen hatte, ihnen jetzt mit mannhafter Würde von der Heiligkeit des Gesetzes redet und von der Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe mit den Worten:

„Es ist mein unbeugsamer Wille:
Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen.“

und zwar will er den Tod erleiden im Angesichte des Heeres, weil er auch im Angesichte des Heeres gefehlt habe, um so als warnendes Beispiel den Schaden wieder gutzumachen, den er der allgemeinen Disziplin zugefügt hat. Und wenn er früher nicht daran gedacht hat, daß Trotz und Übermut das Vaterland gefährden könne, so glaubt er jetzt, daß sein Tod dem Vaterlande zum Heile gereichen werde:

„Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,
Und frei auf mütterlichem Grund behaupte
Der Brandenburger sich; denn sein ist er
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!“

Diese erhabene Vaterlandsliebe rührt tief das Herz seines alten Freundes Kottwitz, und auch die übrigen Offiziere drängen sich tiefbewegt um ihn; er aber wendet sich jetzt dem Kurfürsten zu, in dem er in diesem Augenblicke nicht mehr den geliebten Verwandten, sondern seinen Fürsten, den Träger der Staatsgewalt erblickt, und er bittet ihn demütig um Verzeihung. Der Tod, sagt er, dem er sich versöhnt und heiter unterwerfe, sühne seine Schuld, und als Unterpfand der Vergebung bitte er um eine Gnade: der Fürst möge nimmer dulden, daß der Friede mit dem Schweden durch die Hand der Prinzessin erkauft werde. Der Kurfürst fühlt sich glücklich, daß der Prinz jetzt genau so denkt wie er selbst, küßt ihm die Stirne und gewährt die Bitte. Ja, er verlobt den dem Tode Geweihten jetzt mit der Prinzessin und erklärt, dem Schwedenkönige mitteilen zu wollen, daß er seine Nichte mit dem Prinzen verlobt habe, der zwar wegen seines Verhaltens bei Fehrbellin dem Gesetz verfallen sei, dessen Geist aber begeisternd dem Heere voranschreiten werde. Der Prinz, erfreut über die Gnade seines Herrschers, dessen vollen Wert er jetzt erst zu schätzen weiß, erfleht den Segen des Himmels über ihn herab und schließt mit den Worten:

„Geh und bekrieg', o Herr, und überwinde
Den Weltkreis, der dir trotzt — denn du bist's wert!“

Dann kehrt er, dem Befehle seines Herrn gemäß, ins Gefängnis zurück, unbewegt durch die rührenden Klagen

V, 8. Belohnung des geläuterten Helden.

und Bitten Nataliens und seiner Freunde, die in ihrer Mutlosigkeit bald ihn, bald den Kurfürsten selbst beschwören. Dieser lüftet endlich den Schleier, den er bisher über

seine Absichten gebreitet hatte. „Kurz nachdem er die dunkelsten Wolken um sein Haupt gesammelt hat, läßt er plötzlich, in einem Augenblick, da es niemand ahnt, seine Gnade sonnengleich durch die Wolken brechen.“[1]) Zunächst gibt er dem an der Säule seines Herrn verzweifelnden Feldmarschall den Befehl, dem schwedischen Gesandten auf des Prinzen Wunsch, wie er hinzufügt, den Paß zuzustellen mit der Weisung, in drei Tagen den Feldzug wieder fortzusetzen. Dann wendet er sich mit jener heitern Ruhe, die sowohl die Überlegenheit seines Geistes als auch die große Milde seines Herzens bekundet, an seine erstaunten Offiziere, die er soeben durch das Beispiel des sich selbst verurteilenden Prinzen zur Anerkennung des unbedingten militärischen Gehorsams geführt hatte, und indem er ihnen den Rückzug leicht macht, fragt er sie (gewissermaßen als seien sie die Richter des Prinzen), ob sie es denn zum viertenmale mit dem Prinzen wagen wollten, zerreißt dann vor ihren Augen das Urteil und fordert sie auf, ihm in den Garten zu folgen. Hier spielen sich, analog dem stimmenden Akkord in der Ein- V, 10.
gangsszene, aber in kräftigerer Tonart die Schlußszenen des Dramas ab. Hatte der Prinz dort, umwoben vom Zauber einer mondbeglänzten Sommernacht, von Ehre, Ruhm und Liebesglück geträumt, so soll er hier seinen Traum erfüllt sehen und in den wirklichen Besitz dieser Güter gelangen, nachdem er durch Selbstüberwindung geläutert sich zu jener hohen Anschauung sittlicher Pflichterfüllung emporgehoben, die zugleich der Ausdruck wahrer sittlicher Freiheit und daher des höchsten Lohnes würdig ist. Mit verbundenen Augen wird der Prinz in den Garten geführt; er hört aus der Ferne den dumpfen Wirbel des Totenmarsches, aber gefaßt

[1]) Gaudig IV, S. 328.

erwartet er sehnsüchtig den Tod als die Erlösung von seinen Leiden, als den Übergang zu einem bessern Leben. Auf derselben Bank ruhend, wo er einst den Lorbeerkranz gewunden, fühlt er sich von erquickendem Blumenduft umgeben. Dann erscheint der Kurfürst, in der Hand Lorbeerkranz und Gnadenkette, mit Natalie, der Kurfürstin und seinem ganzen Gefolge. Der Glanz der Fackeln durchdringt die Binde, die der Prinz um die Augen trägt, er erhebt sich, um den Tod zu empfangen; da fällt die Binde, und er erblickt vor sich die Erfüllung seines Traumes, die Prinzessin mit Kranz und Ruhmeskette, die der Kurfürst ihm selbst zuführt. Vom jähen Wechsel erschüttert stürzt der Prinz zusammen und erwacht wieder unter dem Donner der Kanonen und dem jubelnden Zuruf der Offiziere, mit deren begeistertem Schlachtruf:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

das Stück endet.

Rückblick. Man hat die Schlußszene des fünften Aufzuges mehrfach getadelt und dem Dichter zum Vorwurf gemacht, daß er seiner romantischen Neigung zulieb der Versuchung unterlegen sei, seinen Helden die Schauer des Todes noch einmal durchkosten zu lassen, bevor er ihn ins Leben zurückruft, während man doch erwarten müsse, daß der Kurfürst, sobald er dem geläuterten Helden freudig erklärt hat:

„Blüt doch aus jedem Wort, das du gesprochen,
Jetzt mir ein Sieg auf, der zu Staub ihn malmt!“

das Urteil zerreiße und den Entsühnten mit dem Wort der Gnade an seine Brust ziehe.[1] Ja, es sehe wie eine grausame Härte aus, die dem Charakter des Kurfürsten nicht entspreche, wenn der Prinz auf seinen Befehl mit verbundenen Augen scheinbar zum Tode geführt werde.

[1]) S. Wilbrandt, S. 375 u. 376.

Unsres Bedünkens ist das Schlußbild — denn die letzten Szenen bedeuten mehr ein Schlußtableau als eine abschließende Handlung — ebenso angebracht wie das anmutige Vorspiel des ersten Aufzuges: es läßt den stimmenden Akkord desselben jetzt in sanften Molltönen ausklingen, es verwandelt den Traum in Wirklichkeit, das Hoffen und Wünschen in Erfüllung, und zwar vollzieht sich dieses zur selben Nachtzeit, beim Schein der Fackeln, an eben derselben Örtlichkeit, wobei auch die handelnden Personen dieselben sind. Ein unsagbarer Zauber lagert sich auf diesem Schlußbild! Nicht Todesangst, sondern sehnsüchtiges Todesverlangen erfüllt des Prinzen Seele, die von Engeln mit Flügeln träumend in die stille Ätherwelt emporstrebt und schon halb der Erdenwelt entrückt ist, während der Kurfürst der unerschütterlichen Überzeugung lebt, daß der junge Held, der so mannhaft den Tod gewählt, um dieser wenigen Augenblicke willen nicht in Todesfurcht zurückfallen wird. Diese wenigen Augenblicke aber vollenden die Prüfung jener Offiziere, die ihm zwar von ganzem Herzen zugetan sind, aber die Tragweite der Unbotmäßigkeit des Prinzen für den Bestand und die Sicherheit des von ihm gegründeten Rechtsstaates noch nicht tief genug würdigen können. Angesichts dieser führt er den geläuterten Helden aus der Todesdämmerung ins volle Leben zurück, in die Arme seiner Braut, die ihm den Lorbeerkranz reicht und die goldne Gnadenkette umhängt, während Kanonendonner den Sieger von Fehrbellin zu neuem Kampfe für die Ehre Brandenburgs ins Feld ruft, wahrlich eine Schlußszene, die uns zeigt, daß der Dichter es verstanden hat, wie Schiller mit allen Mitteln der dramatischen Kunst ihre Spitze kraftvoll herauszutreiben.

Überblick über den Bau des Stückes.

Erste Hälfte: Der Prinz folgt in seinem Handeln nur der Order des eigenen Herzens, d. h. den augenblicklichen Eingebungen rein menschlicher Empfindungen und Stimmungen, ohne klares Bewußtsein seiner Pflichten.

I. Aufzug. Stimmender Akkord:

1. Die Erregung des Prinzen.
   a) Die Schwüle der mondbeglänzten Sommernacht;
   b) das Nachtwandeln;
   c) das Flechten des Kranzes;
2. Steigerung der Erregung durch den Scherz des Kurfürsten — Aneignung des Handschuhs;
3. der Prinz offenbart, daß der Gedanke an Ruhm und Liebe seine Seele erfüllt.

A. Die Exposition (I, 1—5) motiviert die Verschuldung des Prinzen, indem er dadurch gegen das Gesetz fehlt, daß er die vom Kurfürsten (Vertreter der staatserhaltenden Gesetzesgewalt) vor der Schlacht an seine Feldherren erteilte Parole durch eigne Schuld überhört und nicht befolgt. Die beiden Hauptmomente derselben sind verknüpft durch den Handschuh.

1. Die Zerstreutheit bei der Parole (I, 1—4).
2. Steigerung dieser Zerstreutheit durch die Entdeckung der Besitzerin des Handschuhs (I, 5).
3. Erregendes Moment: Er überhört daher
   a) den Schlachtbefehl,
   b) die Mahnung des Kurfürsten zur Besonnenheit.
4. (Höhepunkt.) Stolzes Selbstgefühl des Prinzen, seine Zuversicht, sich das Glück (Sieg und Braut) auf dem Schlachtfelde zu sichern (I, 6).

II. Aufzug. B. Steigerung der Handlung (II, 1—II, 9). Der Prinz greift zu früh wider die Order in den Kampf ein und trägt den Sieg davon.

1. Vorszene: Kottwitz verfehlt den Marschall.
2. Hauptszene: Der Prinz greift zu früh in die Schlacht ein (II, 2).
3. Schlußszenen:
   a) Die Nachricht von des Kurfürsten Tod steigert das Selbstgefühl des Prinzen und nähert ihn der Geliebten, deren Gegenliebe er findet (II, 3—6).
   b) Die Kurfürstin gibt in der Freude über die Rettung ihres Gemahls dem Sieger ihre Zustimmung zu einer Verbindung mit der Prinzessin (II, 7—8). — Der Prinz wähnt sich auf dem Gipfel des Glücks (Höhepunkt, Schluß von II, 8).

C. Fallen der Handlung (II, 9—IV). Der Prinz wird als Gefangener nach Fehrbellin abgeführt und vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Er erfleht die Hilfe der Kurfürstin und Nataliens, um sein Leben zu retten.

1. Der Kurfürst will den Anführer der Reiterei, dessen Namen er nicht kennt, wegen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht stellen (II, 9).
2. Der Prinz wird als Gefangener nach Fehrbellin abgeführt. — Frobens Totenfeier (Gegensatz) (II, 10).

III. Aufzug.

3. Hauptszene: Der Prinz verkennt den Ernst der Lage, bis Hohenzollern ihn aufklärt. In seiner Verzweiflung beschließt er, sich an die Kurfürstin zu wenden (III, 1).

4. Übergangsszenen: Er verläßt das Gefängnis und läßt sich bei der Kurfürstin anmelden (III, 2—3).
5. Hauptszene: Der Prinz, der unterwegs das offne Grab gesehen, ist fassungslos; er will auf Ehre, Glück und Liebe verzichten, nur um leben zu dürfen (Schwerpunkt der fallenden Handlung). Natalie tröstet ihn und verspricht, sich für ihn beim Kurfürsten zu verwenden (III, 8).

Zweite Hälfte: Der Prinz wird vom Kurfürsten zum Bewußtsein der Heiligkeit der Pflicht gegen das Gesetz geführt, erkennt die Gerechtigkeit des Urteils an, verschmäht die Begnadigung und beschließt seine Schuld durch einen frei gewollten Tod zu sühnen.

IV. Aufzug. Umkehr: D. Zweite Steigerung der Handlung.

1. Drei Vorszenen:
   a) Der Kurfürst verspricht Natalien die Begnadigung und schreibt den Brief, der die Bedingung enthält (IV, 1);
   b) Natalie unterschreibt die Bittschrift zu Gunsten des Prinzen und läßt Kottwitz im Namen des Kurfürsten kommen (IV, 2);
   c) der Prinz ist gefaßter, daher einer richtigen Beurteilung seiner Lage zugänglich (IV, 3).
2. Hauptszene: Der Prinz erkennt den Urteilsspruch als gerecht an und weist die angebotene Begnadigung zurück. Am Schluß der Szene übergibt Natalie ihren Brief an Kottwitz dem Läufer zur Besorgung (IV, 4).

V. Aufzug. E. Katastrophe. Begnadigung des Prinzen und Erfüllung seines Traumes. Zunächst folgt eine Verzögerung der Katastrophe

(retardierendes Moment) durch die **Auseinandersetzung zwischen dem Kurfürsten und seinen Offizieren.**

I, 1. Vorszenen:

a) das eigenmächtige Vorgehen der Offiziere wird gemeldet (V, 1);

b) Der Kurfürst läßt Erkundigungen einziehen und legt sein fürstliches Gewand an (V, 2);

c) Dörflings vergeblicher Versuch, den Kurfürsten zur Aufhebung des Todesurteils zu bestimmen (V, 3);

d) der Kurfürst empfängt den Brief des Prinzen, verlangt das Todesurteil und zugleich den Paß des schwedischen Gesandten. Dann läßt er die Offiziere kommen (V, 4). **Spannung.**

2. Hauptszenen: Auseinandersetzung zwischen dem Kurfürsten und den Offizieren:

a) mit Kottwitz über die Order des Herzens und die Heiligkeit der Order des Gesetzes;

b) mit Hohenzollern über die Ursache der Verschuldung des Prinzen (V, 5).

II. **Katastrophe.** Erster Teil: **Das freie Bekenntnis der Schuld.**

1. Vorszene: Der Prinz wird angemeldet mit dem Bemerken, daß er für einen Augenblick an dem von ihm bestimmten Grabe weile (V, 6). Spannung.
2. Hauptszene: Der Prinz bekennt vor den Offizieren seine Schuld, fordert die Vollstreckung des Urteils und kehrt ins Gefängnis zurück (V, 7).
3. Schlußszene: Natalie und die Freunde suchen ihn zurückzuhalten (V, 8).

Zweiter Teil: **Die Begnadigung und Belohnung des geläuterten Helden.**

Vorszene: Der Befehl des Kurfürsten, dem schwedischen

Gesandten den Paß zuzustellen, und Zerreißung des Urteils (V, 9).

Hauptszene: Prinz Homburg, der im Park des Schlosses den Tod erwartet (V, 10), empfängt aus der Hand der Braut den Lorbeerkranz und die goldne Kette (V, 11). Ausklingender Akkord.

Die Charaktere.

Man hat den Dichter Kleist als tiefen Psychologiker und scharf denkenden Philosophen den ersten ausgesprochenen deutschen Charakteristiker genannt, dem es gelungen ist, nicht nur wahre Menschen so verschieden in ihrer Eigenart zu schaffen, sondern auch den geheimsten Regungen des Seelenlebens nachzuspüren und die ganze Skala der Empfindungen durch die mannigfachsten Mittel der Darstellung nach außen zu kehren und dem Zuhörer in unmittelbarster Weise durch Wort und Gebärde zuzuführen. Seine Gestalten sind vor allem naturwahre Individuen, keine schemenhafte Typen, voll innerer Wahrheit und Folgerichtigkeit, deren zahlreiche, wechselnde Empfindungen und Handlungen niemals aus dem Rahmen ihrer Individualität hinausgehen, sondern, unter dem steten Kontakt jeweiliger Situationen stehend, von diesen entweder beherrscht werden oder, was meistens geschieht, sich ihrer erwehren. Zwar sind nicht alle Charaktere in gleicher Weise ausgeführt, einige sind nur skizziert; aber dennoch hat der Dichter es verstanden, auch diese uns, oft mit einem einzigen Zuge, in plastischer Klarheit und Anschaulichkeit vor Augen zu führen. Und welche Fülle der Charaktere! Neben den Hauptpersonen ist die Kurfürstin als eine edelgesinnte Fürstin, als die liebende, besorgte

Gattin, als die gütige Frau, die an dem Prinzen Mutterstelle vertritt, zwar mit wenigen, aber sichern Strichen gezeichnet. Sodann erblicken wir die prächtige Schar stattlicher Offiziere, echte Märkernaturen, Abkömmlinge jener tapfern Junker, die sich zwar widerwillig den Hohenzollern unterwarfen, dann aber, einmal gewonnen, sich rückhaltlos „mit Haut und Haar“, wie Kottwitz sagt, zu eigen gaben und ihre echt brandenburg-preußische Gesinnung niemals verleugneten. Tapfer, ehrlich, kameradschaftlich, freimütig auch ihrem Herrn gegenüber, schlicht, ja sogar etwas — beschränkt, aber doch voll Empfindung und begeisterungsfähig für hohe Ideen, waren sie zwar noch keine Helden und Staatsmänner, aber das Material dazu in der Hand eines schöpferischen staatenbildenden Geistes [1]). Dieser schöpferische Geist, dieser große Erzieher seines Volkes ist der Kurfürst Friedrich Wilhelm, dem schon seine Zeitgenossen in begeisterter Verehrung seiner Persönlichkeit, seiner Herrschereigenschaften und Großtaten den Beinamen des Großen gegeben haben.

Der Große Kurfürst.

Gleich wie die Persönlichkeit Karls des Großen von Sage und Dichtung umwoben ist, so daß er der staunenden Nachwelt als ein unerreichbarer Held an Macht und Größe erscheint, so sind auch die Ruhmestaten des Siegers von Fehrbellin dem deutschen Volke gar bald in dem verklärenden Lichte der Sage erschienen, so haben Dichtkunst und ihre Schwesterkünste gewetteifert, ein hehres Idealbild dieses großen Mannes zu schaffen. Wer hat nicht die in Erz dargestellte Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin bewundert, jenes imposante Ideal-

---

[1]) S. Sierota Progr. S. 5.

bild des genialen Bildhauers und Baumeisters Schlüter, eine Gestalt, in der erhabene Herrscherwürde und mächtige Heldenkraft sich mit feinsinniger Grazie und milder Menschlichkeit vereinigen; und wer könnte jene markige Heldengestalt auf dem Sparrenberge bei Bielefeld vergessen, die so majestätisch, so ernst und milde hinausschaut in die Ravensbergischen Lande![1]) Aber so herrlich auch immer diese Kunstwerke sein mögen, der Dichtergenius eines Heinrich von Kleist hat dennoch über die Schöpfungen der Schwesterkünste den Sieg davongetragen, indem er, unter Festhaltung der Grundzüge der historischen Persönlichkeit, eine Idealgestalt von solcher Lebenswahrheit geschaffen hat, daß der Dichter um dieser Schöpfung allein willen unsterblich sein wird. Mit Recht sagt daher Tieck: „Für dieses Porträt allein muß das Vaterland dem Dichter dankbar sein.“

Der Kurfürst ist eine hervorragende Herrschernatur, die prächtigste Verkörperung des Staates selbst, den er gegründet hat, und in dessen Dienst er sich rückhaltlos gestellt mit seiner ganzen Persönlichkeit. Es ist eine majestätische Erscheinung, in der männliche Würde, Kraft und Ernst sich mit heiterer Milde vereinigen, „mit der Stirn des Zeus“, so bezeichnet ihn der Dichter mit einem einzigen Zuge, wie er treffender und kürzer nicht gefunden werden kann. Durchdrungen von der hohen Auffassung seiner Herrscherpflichten, voll Gottvertrauen, strenge gegen sich selbst, sieht er in des Vaterlandes Wohl sein höchstes Ziel, und wie er selbst das glänzendste Beispiel selbstverleugnender Hingebung im Dienste des Staates ist, so will er auch seine Offiziere als lebendige Glieder dieses

[1]) Neuerdings hat Fritz Schapers Meisterhand den Großen Kurfürsten in der Siegesallee geschaffen; eine Kopie desselben steht auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin, auch die Stadt Herford i. W. besitzt ein Standbild dieses Herrschers.

Staates zu derselben hohen Auffassung ihrer Pflichten, zur selbstlosen Hingabe des einzelnen an die Gesamtheit emporheben. Mit seinem durchdringenden Blick erkennt er sofort die geheimsten Regungen in der Seele des nachtwandelnden Prinzen (I, 1.) sein hohes Streben nach Ruhm und Glück, deshalb bricht er in die Worte aus:

„Doch was gilts? Ich weiß,
Was dieses jungen Toren Brust bewegt.“

Aber, da er wohl weiß, daß solch hohe Ziele nicht erträumt, sondern nur durch Selbstzucht und treue Pflichterfüllung erkämpft werden können, so ruft er ihm warnend zu:

„Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht
Sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder,
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!“

Dieser klaren Auffassung von Menschen und Dingen, dieser Weisheit, die alles durchdringt und die größten Schwierigkeiten spielend löst, begegnen wir überall im Verlaufe des Stückes. Seine geistige Überlegenheit muß sein Feldmarschall Dörfling rücksichtslos anerkennen, wenn er sagt: „Er ist jedwedem Pfeil gepanzert!“ und Kottwitz, der mit feuriger Beredsamkeit für den schuldigen Prinzen eintritt und „mit arglistiger Redekunst“, mit blendender Sophistik den Kurfürsten zu überreden sucht, diesem hält er eben jenen Prinzen als Zeugen seiner Auffassung entgegen: „Der wird dich lehren, das versich'r ich dich, was Kriegszucht und Gehorsam sei“. So entwindet er mit einem genialen Zuge dem Gegner die Waffe. Ähnlich ergeht es Hohenzollern, und es ist bezeichnend, daß die Weisheit des Fürsten mit der Schlagfertigkeit des Genies plötzliche Entscheidungen zu treffen weiß, deren Richtigkeit, der Gegenwart verborgen, erst die zukünftigen Ereignisse rechtfertigen. So hat er mit einem

Blick die Situation erfaßt, als Natalie tränenden Auges ihm den Zusammenbruch des Prinzen schildert, und während er in seiner Milde ihr die Begnadigung des Unglücklichen zusichert, hat er sogleich das Mittel gefunden, den Unbotmäßigen zur Erkenntnis seiner Schuld und zur richtigen Auffassung wahrer Pflicht und Ehre zu führen.

Dieser Fürst, der Menschen und Dinge so klar zu beurteilen versteht, hat seiner Weisheit das höchste Ziel gesteckt, das Wohl des Vaterlandes. Er ist so durchdrungen von der hohen Auffassung seiner Herrscherpflichten, daß auf ihn ganz besonders jenes berühmte Wort Friedrichs des Großen Anwendung findet: Der Fürst ist der erste Diener des Staates! In ihm tritt jener Wille der Hohenzollern, den von ihnen geschaffenen Staat als einen Rechtsstaat zu begründen und immer weiter auszubauen, ganz besonders in die Erscheinung. Während die Offiziere, vom Siege des Prinzen berauscht, seine Schuld nur als die begreifliche Regung eines edlen Gefühls ansehen, hält der Kurfürst als Hüter des Gesetzes es für seine unabweisliche Pflicht, diesem Gesetze, dessen Aufrechterhaltung der Bestand der Staatsgemeinschaft fordert, Achtung zu verschaffen. Und so unerschütterlich ist sein Wille, daß er sich weder durch die Bitten und Vorstellungen andrer noch durch die Regungen seines eignen zur Milde geneigten Herzens beeinflussen läßt. Wer immer die Reiterei geführt, so ruft er aus, wer eigenmächtig damit aufgebrochen ist, der ist des Todes schuldig und ich werde ihn vor das Kriegsgericht stellen, und er betont es gleich darauf mit vollem Nachdruck, daß der Gehorsam gegen das Gesetz ihm lieber sei als der glänzendste Sieg. So sehr empfindet der Kurfürst die Eigenmächtigkeit und Unbotmäßigkeit als einen gegen das Heiligtum des Vaterlandes verübten Frevel, den er um so mehr bestrafen muß, als er in dem Frevler

einen höheren Offizier sieht, der vor allem dazu berufen ist, seinen Untergebenen ein Beispiel selbstverleugnenden Gehorsams zu geben.

Es wundert uns nicht, daß ein solcher Herrscher auch sein eigner Feldherr und Minister ist. Gleich Talbot in Schillers „Jungfrau von Orleans“ besitzt er alle Eigenschaften, die einen großen Feldherrn ausmachen, jene Verstandesschärfe, die alle Verhältnisse überschaut und die geeigneten Mittel zur Erreichung des Sieges mit ruhiger Besonnenheit abwägt und beschließt, jenen kühnen Mut und ungebeugten Willen in der Stunde der Gefahr, der auch die widrigen Umstände zu seinen Gunsten zu zwingen versteht. Mit genauer Kenntnis der Örtlichkeit entwirft er seinen genialen Schlachtplan, der den Zweck hatte, nicht nur zu siegen, sondern auch den Feind vom Rückzuge über den Rhinfluß abzuschneiden und völlig zu vernichten. Die den Heerführern dabei zugeteilten Aufgaben vollziehen sich mit pünktlicher Sicherheit, bis der Prinz durch sein vorzeitiges Eingreifen in die Schlacht die Situation ändert und, von einem mörderischen Artilleriefeuer empfangen, mit seinem ganzen Reiterkorps in die größte Gefahr gerät. In dieser Krisis zeigt sich der Kurfürst als Feldherr in seiner ganzen Größe. An der Spitze des Truchßschen Korps stürzt er sich dem Feinde mit Todesverachtung entgegen, und dieser ungestüme Angriff schafft seinen bedrängten und zerstreuten Reitern erst die Möglichkeit, sich wieder zu sammeln. Herrlich sind die Worte, mit denen Graf Sparren des Kurfürsten Heldenmut während dieses Angriffes schildert:

„Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und alles, was da lebte, wich ans Ufer;
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht,
Und stets den Freunden winkend, rudert er,
Getrost den Höhn zu, wo die Quelle sprang.“ (II, 8.)

Nachdem er so den Seinen zu Hilfe gekommen, da ist es sein vermeintlicher Tod, der den Prinzen und seine Reiter mit Wut= und Rachgefühlen erfüllt, so daß sie alles vor sich hertreiben und einen glänzenden Sieg erringen, allerdings nicht einen solchen, der dem wohl berechneten Plane, der sichern Voraussicht des großen Feldherrn entsprach.

Wie der Kurfürst sein eigner Feldherr ist, so ist er auch sein erster Minister, der alle Staatsgeschäfte selbständig erledigt und zwar mitten im Kriegslager. Der Dichter gibt uns darüber meist nur kurze Andeutungen, die aber vollständig genügen, uns sein Charakterbild auch nach dieser Seite hin zu ergänzen. So heißt es in der Bühnenweisung II, 9, wo der Kurfürst sich anschickt, die Totenfeier Frobens zu begehen: „Ihm gegenüber zeigen sich wenige Offiziere mit Depeschen" und bald darauf: „Der Kurfürst wendet sich an die Kuriere, nimmt ihnen die Depeschen ab, erbricht sie und liest sie." Aber auch die Stunden der Nacht sind den Staatsgeschäften gewidmet. So besagt die Bühnenweisung IV, 1: „Der Kurfürst steht mit Papieren an einem mit Lichtern besetzten Tisch", und die wenigen Worte Nataliens: „Im Kabinett des Onkels seh ich Licht" erinnern uns lebhaft an das historische Fenster seines großen Nachkommen, des Kaisers Wilhelm I., und an dessen unvergeßlichen, echt hohenzollernschen Ausspruch: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein". Ganz in gleicher Weise erfahren wir von den Verhandlungen mit dem schwedischen Gesandten und dem Abbruch derselben — in der Tat Staatsgeschäfte von der größten Bedeutung, die der Kurfürst selbständig führt und entscheidet.

Dieser strenge Vertreter der Pflicht, der den Neigungen des Herzens, „den lieblichen Gefühlen" keinen Einfluß einzuräumen scheint, ist dennoch ein Mann von unvergleichlicher Herzensgüte und Milde.

Von ihm sagt Natalie (IV, 1), daß Gott nichts Milderes als ihn geschaffen habe und an einer anderen Stelle, als sie dem Prinzen das angebliche Begnadigungsschreiben des Kurfürsten überreicht (IV, 4):

„O Vork! O freut Euch doch! O, seine Milde
Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See!"

und bald darauf zu Homburg gewendet:

„O, seine Großmut, Freund, ist ohne Grenzen!"

Diese Herzensgüte zeigt sich ferner in der liebenden Besorgtheit um die Gattin vor Beginn der Schlacht, in seinem rücksichtsvollen und edelmütigen Verhalten gegen Natalie, der er selbst nicht zürnt, als sie in ihrer Angst um den Geliebten eigenmächtig Kottwitz nach Fehrbellin beordert hatte, und nicht weniger in der feinen und zartfühlenden Art und Weise, mit der er den aufsätzigen Offizieren, deren Tüchtigkeit er wohl zu schätzen weiß, den Rückzug erleichtert, indem er sie humorvoll fragt, ob sie es zum vierten Male mit dem Prinzen versuchen wollen. So verbindet sich eine große Herzensgüte mit Kraft und Strenge in diesem Manne, so daß er Menschen und Dinge gleichsam spielend zu beherrschen versteht. Dazu gesellt sich ein feiner, liebenswürdiger Humor, der wie ein erquickender Sonnenschein auf seine Umgebung wirkt und selbst dem strengsten Ernste jede Schärfe zu nehmen weiß. Diesem Humor begegnen wir in der Eingangsszene, wo der Kurfürst scherzend auf den Ideengang des träumenden Prinzen eingeht; er zeigt sich in verschiedener Gestalt, bald in scherzenden Worten, die der heitere Ausfluß seiner geistigen Überlegenheit und vollendeten Selbstbeherrschung sind [1]),

[1]) Als der Kurfürst vernimmt (V, 1), daß Kottwitz mit seinen Dragonern unbeordert in Fehrbellin angekommen sei, faßt

bald im scherzhaften Spiel um ernster Zwecke willen, indem er seine wahren Absichten verhüllt und den Schein annimmt, als sei er gegenteiliger Ansicht. Ein solches souveränes Spiel zeigte er im 5. Aufzug, wo er die Begnadigung des Prinzen, zu der er schon lange entschlossen ist, hinausschiebt, um sich mit seinen Offizieren auseinanderzusetzen und die Stimmung im Heere kennen zu lernen. So gelingt es dem Dichter, das dramatische Interesse auf eine neue und feine Art bis zur Schlußszene in Spannung zu erhalten. Dieses humoristische Versteckenspielen ist nicht selten ein Ausdruck vornehmer Bescheidenheit, derzufolge der große Mann seine eigenen Verdienste in den Schatten stellt, um die anderer um so heller hervortreten zu lassen und öffentlich anzuerkennen. So läßt er den Prinzen als Sieger proklamieren, während er doch selbst die Entscheidung herbeiführte, so läßt er dem schwedischen Gesandten im Namen des Prinzen und auf dessen ausdrückliche Bitte den Paß zustellen, während er schon vorher zur Fortsetzung des Krieges entschlossen war, nachdem er einen so mächtigen Bundesgenossen an dem nunmehr geläuterten Prinzen gefunden hatte.

Vergleichen wir mit dieser Idealgestalt das geschichtliche Urbild, wie es Friedrich der Große in seinen Mémoires de Brandebourg so charakteristisch gezeichnet

---

er sich sogleich und macht die humorvolle Bemerkung, daß, weils Hans Kottwitz aus der Priegnitz sei, er ihn „auf märk'sche Weise“ fassen wolle, indem er eine der drei Silberlocken, die auf seinem Schädel glänzen, nehmen und ihn so in sein Hauptquartier zurückführen werde. — Als sodann Dörfling das Gerücht meldet, die Offiziers wollten den Prinzen nötigenfalls mit Gewalt befreien, sagt der Kurfürst gelassen:

„Das muß ein Mann mir sagen, eh' ich's glaube.
Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn.“

hat (I, S. 90): „Friedrich Wilhelm hatte alle Eigenschaften, welche die großen Männer ausmachen und die Vorsehung gab ihm alle Gelegenheiten sie zu entfalten. Er gab Beweise von Klugheit in einem Alter, wo die Jugend nur Beweise von ihren Verirrungen gibt; er mißbrauchte nie seine heldenhaften Tugenden und gebrauchte seine Tapferkeit nur zur Verteidigung seiner Staaten und zur Unterstützung seiner Verbündeten.

Er war vorsichtig und weise, was ihn zu einem großen Staatsmann machte; er war arbeitsam und menschlich, was ihn zu einem guten Fürsten machte. Unempfindlich gegenüber den gefährlichen Lockungen der Liebe hatte er nur Zärtlichkeit für seine eigne Gattin. Wenn er Wein und Geselligkeit liebte, so überließ er sich doch nie einer übertriebenen Schwelgerei. Sein lebhaftes und jähzorniges Temperament ließ ihn wohl aufbrausen; aber wenn auch nicht der ersten Erregung Herr, so war er es doch immer bei der zweiten, und sein Herz machte reichlich die Fehler wieder gut, die ihn ein allzuleicht erregbares Blut begehen ließ. Seine Seele war der Sitz der Tugend, das Glück hatte ihn nicht übermütig zu machen, das Unglück nicht niederzuschmettern vermocht. Großmütig, gutartig, edel, menschlich fühlend, verleugnete er nie seinen Charakter. Er wurde der Wiederhersteller und Verteidiger seines Vaterlandes, der Gründer der brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter unter seinesgleichen, die Ehre seines Volkes und um es kurz zu sagen: „Sein Leben bildet seine Lobrede."

Zum Vergleiche diene noch das Wort eines neuern Historikers, Ed. Heyck, in seinem Bande „der große Kurfürst" S. 118: „Seinem Staate bewußt und groß das Ziel europäischer Unabhängigkeit und Macht gewiesen zu haben, die früher oder später notwendig mit der Führung

Deutschlands zusammenfallen mußte, das bleibt seines nicht ohne Großartigkeit betätigten Strebens Inhalt und sein unsterbliches Verdienst. Die geschichtsphilosophische Legende von Brandenburg-Preußens Prädestination ist mit Recht zerstört worden. An ihre Stelle tritt auch hier wieder, wie überall, wo in der Geschichte Großes entsteht und wird, der Wille, der tapfere Mut, die zukunftbestimmende Kraft des einzelnen. Und insofern ist Friedrich Wilhelm, ohne ein Wandler auf geistigen Höhen des Menschentums gewesen zu sein, in der Tat der Schöpfer des neueren Preußen, der Grundsteinleger des Deutschen Reiches geworden. Die dankbare Nacherinnerung der Deutschen nennt ihn noch heute mit nicht minderem Recht den Großen, als es die redliche Begeisterung unseres Volkes vor zwei und einem viertel Jahrhundert getan hat, da sie dem als kühn, als deutsch und gut empfundenen Manne in seinem Siegeslorbeer von Fehrbellin zujubelte."

Die äußere Erscheinung des Großen Kurfürsten schildert Dr. Brock, Progr. des städt. Progymnasiums zu Friedberg 1875 S. 7: Friedrich Wilhelm stand in seinem 56. Jahre. Er war nicht groß (etwas über Mittelgröße), doch eine imponierende Erscheinung. Da er ziemlich wohlbeleibt war und ihn die Fußgicht plagte, hatten die Stallmeister oft ihre Not damit, ihm auf das Pferd zu helfen. Die mächtige Adlernase mit dem winzigen Schnurrbart darunter, den der Zeitgeschmack gestattete, nebst den zusammengezogenen buschigen Brauen verlieh dem Antlitz den Ausdruck kühner Entschlossenheit. Sein Auge blickte scharf und ernst, obwohl ihm auch milde Freundlichkeit nicht fremd war. In der Schlacht leuchtete es in einem innern Feuer, das sich denen, die ihn sahen, unauslöschlich ins Gedächtnis prägte. Der Mode entsprechend trug er eine gewaltige braune Lockenperücke, die nach der Meinung der Zeit dem Träger etwas Majestätisches verlieh und in

der Tat gerade auf seinen Bildern mit der ganzen imposanten Erscheinung recht wohl im Einklang steht. Im Felde wurde sie mit einer kleineren vertauscht."

Prinz Friedrich Artur von Homburg.

Im Prinzen hat der Dichter nicht die historische Persönlichkeit Friedrichs II. von Hessen-Homburg gezeichnet, jenes kriegserfahrenen damals 46jährigen Generals der Kavallerie „mit dem silbernen Bein", der durch seinen unerschrockenen Reiterangriff nicht wenig zur Erringung des glänzenden Sieges bei Fehrbellin beigetragen hat, sondern einen blondgelockten, heißblütigen Jüngling von offenem, liebenswürdigem Wesen, frisch und mutig, von so großer sensitiver Erregbarkeit, daß er ganz von seiner Empfindung beherrscht wird, die ihn bis zur völligen Selbstvergessenheit führen kann. Dieser freien Schöpfung seiner Phantasie, die vom historischen Prinzen nichts besitzt als den kühnen Wagemut, die heldenmütige Tapferkeit, hat der Dichter „viel von seinem eigenen Herzblut beigemischt", und gerade dieser Umstand ist es, der seiner Idealgestalt eine so große Naturwahrheit und Folgerichtigkeit verliehen hat. Hier finden wir die knabenhaften überspannten Jugendträume des Dichters wieder, seinen Hang zu mystischer Gefühlsschwärmerei, seine leichtsinnige Auffassung des Pflichtmäßigen und dann wieder die ernsten Ansätze zur Erfüllung des kategorischen Imperativs, diesen beständigen Kampf in der Seele des Dichters zwischen Pflicht und freier Selbstbestimmung; ja hier spiegelt sich sein ganzes Lebensschicksal ab, sein Kampf und sein Fall, sein dunkles Ringen mit dem Tode, sein Entsagen und sein Emporsteigen bis zu jener Höhe des Daseins, wo ein Ausgleichen seiner beiden stets miteinander streitenden Wesens-

hälften in Augennähe gerückt war.[1]) Einen solchen Jüngling der keine andere Order als die des Herzens kennt, versetzt der Dichter gleich beim Beginn seines Dramas in einen traumhaften Zustand, der uns sein innerstes Streben nach Kriegsruhm und beglückender Liebe verrät. Da sich die Wirklichkeit durch den „Handschuh" mit der visionären Traumerscheinung verknüpft, gerät er in eine wundersame Bestürzung und in völlige Selbstvergessenheit, so daß er den Schlachtplan und die ihn als General der Reiterei betreffende Order überhört. Ja sein Traumbild verfolgt ihn bis mitten in die Schlacht hinein und in stolzem Siegesbewußtsein läßt er die Fanfare zum Angriff blasen, als er vernimmt, daß der Feind zu weichen beginnt. Durch den errungenen Sieg und die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten wird sein Selbstgefühl noch mehr gesteigert, und während die Geliebte sich ihm zu eigen gibt, fühlt er sich in seinem Glücksrausch auf die Gipfelhöhe des Lebens emporgehoben und berufen, des Kurfürsten letzten Willen zu vollstrecken und die Schweden aus der Mark zu vertreiben. Bald darauf legt er voll stolzer Freude die Siegestrophäen zu den Füßen des Kurfürsten. Aber

[1]) S. Fr. Servaes, Kleist, Leipzig, Seemann 1902 S. 124: Im Grunde genommen ist Kleists ganze Geistes- und Charakterentwicklung ein ewiges angestrengtes Bemühen, seine beiden sich widersprechenden Wesenshälften in Einklang zu bringen: die märkisch-männliche Bewußtseinskühle und die flackernde Hast eines affektbewegten Herzens; die überzeugte Durchdrungenheit von Kants Imperativ der Pflicht und die geniale Geneigtheit zu allerhand Unordnung und Willkür; die reife Erkenntnis von der Notwendigkeit der Selbstzucht und die knabenhafte Lust am Fangballspiel mit wirren Schemen; die eherne Strenge eines auf phrasenlosester Weltkenntnis aufgebauten Verantwortlichkeitsgefühls und die kindlich spielende Tändelei eines zu jeglichem Leichtnehmen geneigten Träumersinnes. — Es überwiegt bald die eine bald die andere Wesenserscheinung."

dieser läßt als unbestechlicher Hüter des Gesetzes den übermütigen Übertreter desselben gefangen nehmen und vor ein Kriegsgericht stellen. Der Prinz stutzt, er fühlt sich durch das Vorgehen des Kurfürsten verletzt, er begreift den Ernst seiner Lage auch dann nicht, als das Kriegsgericht auf den Tod erkannt hat, er hält vielmehr das alles für bloßen Schein und erwartet auf Grund seines „Gefühls" von seinem edelmütigen kurfürstlichen Herrn stündlich seine Befreiung. Endlich gelingt es den Vorstellungen des Freundes, ihn über die Größe der Gefahr, die ihn unmittelbar bedroht, aufzuklären, und mit einem Male kommt die volle Erkenntnis über ihn, „da endlich fährt er aus seinem Halbschlaf empor und ist jählings wach — aber unfähig das grelle Licht der Wirklichkeit zu ertragen! Er verliert vollkommen die Fassung."[1]) Vorbei ist es mit seinem Übermut, seiner eitlen, leichtfertigen Sorglosigkeit, seinem stolzen Selbstvertrauen, sein Mut, seine Tapferkeit schwinden dahin vor dem Anblick des entsetzlichen Todes, der ihm droht und ein Jammerbild wildester Verzweiflung stürzt er zu den Füßen der Kurfürstin. Aber diese Todesangst ist für den Prinzen eine heilsame Erschütterung, die ihm die Augen öffnet, daß er die wahre Sachlage erkennt und sich dessen bewußt wird, was seine Pflicht ist. Den Weg dazu zeigt ihm der Kurfürst, der im festen Vertrauen auf die edlen Kräfte, die in der Seele des Prinzen schlummern, seine Erziehung übernimmt und zu

---

[1]) Servaes S. 126. Er fügt hinzu: Im psychologischen Gefüge des ganzen Dramas ist diese Szene korrekt und notwendig. Der Prinz ist ein impulsiver Affektmensch, zudem wie wir sahen, der hellen Wirklichkeit entfremdet. Beides bewirkt, daß er aufs äußerste erschrocken ist. Und völlig ungewohnt sich zu beherrschen, überantwortet er sich bedingungslos seinem Gefühl und strömt es ungehemmt aus."

einem glänzenden Ziele führt. Nachdem er durch seinen Brief den Prinzen zum Richter über sich selbst gesetzt hat, siegt das in der erschütterten Seele desselben geweckte Rechtsbewußtsein über die selbstsüchtigen Triebe seines Herzens, er erkennt seine Schuld, wählt den Tod anstatt des Lebens, um das er vorher so sklavisch gebettelt, und erhebt sich so durch Selbstverleugnung zu jener Höhe des Pflichtgefühls und der sittlichen Freiheit, „wo dem Sieger über Trotz und Ungehorsam der eigenen Seele der Kranz eines höhern Triumphes winkt, der dieses irdische Leben weit überwiegt und köstlicher ist als alle Ruhmeskränze.“ [1]) So wird durch Selbsterkenntnis und Selbstzucht aus dem leidenschaftlichen, pflichtvergessenen Träumer ein starker, besonnener, pflichtbewußter Mann, der sich in seiner Selbstbestimmung unter das heilige Gesetz des Staates beugt, ein wahrer Held und treuester Verbündeter seines großen Herrn; denn jetzt wird er von diesem dazu berufen, die eigenwilligen Offiziere den unverbrüchlichen Gehorsam gegen die Majestät des Gesetzes als das staatserhaltende Prinzip durch sein überzeugendes Wort und das eigne Beispiel zu lehren. So steht denn am Schlusse des Dramas der Jüngling als ein durch die bittre Schule des Lebens geläuterter Held da, durchdrungen von der heiligen Pflicht gegen das Vaterland, der höchsten Anerkennung und des schönsten Lohnes wert.

Der historische Prinz, Friedrich II. „mit dem silbernen Bein“, Landgraf von Hessen-Homburg wurde 1633 zu Homburg geboren und war der fünfte Sohn Friedrichs I., des ersten Landgrafen von Hessen-Homburg, das seit 1622 eine selbständige Nebenlinie von Hessen-Darmstadt geworden war. Nachdem er verschiedene Reisen durch die

---

[1]) S. Sierocka.

Schweiz, Frankreich und Italien gemacht hatte, trat er 1654 als Oberst in das Heer Karls X. von Schweden. Bei der Belagerung Kopenhagens 1658 wurde ihm durch eine Geschützkugel das linke Bein zerschmettert, so daß es nur noch an der großen Sehne hing. Kaltblütig schnitt der starke Mann mit eigner Hand die Sehne durch und ließ nach seiner Heilung das Bein durch ein künstliches mit silbernen Gelenken ersetzen, weshalb er den Beinamen „mit dem silbernen Bein“ erhielt. Nach dem Tode Karls X. kehrte er in seine Heimat zurück und trat 1670, nachdem er sich mit Luise Elisabeth, Tochter des Herzogs Jakob von Kurland und Cousine des Großen Kurfürsten, vermählt hatte, in dessen Dienste als General der Reiterei und wurde zwei Jahre später Befehlshaber sämtlicher Truppen des Kurstaates. Elf Jahre lang diente er seinem Vetter als Heerführer, sowie als Gesandter bei den Friedensschlüssen von Nymwegen und St. Germain, durch seine diplomatische Gewandtheit nicht weniger als durch seine ungestüme Tapferkeit ausgezeichnet. Nach dem Tode seines ältern Bruders übernahm er 1681 die Regierung von Hessen-Homburg, die er in Nacheiferung seines bewunderten Vorbildes, des Großen Kurfürsten, zu einer für sein Volk und Land segensreichen gestaltete. Er war dreimal vermählt und hatte aus der zweiten Ehe mit Luise Elisabeth von Kurland zwölf Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter. Dieser so tatkräftige und bewährte Kriegsheld, der in der Schlacht von Fehrbellin 42 Jahre zählte, starb am 24. Januar 1708, nachdem er kurz vorher noch den Heldenkönig Karl XII. bei Gelegenheit des Friedensschlusses von Altranstädt kennen gelernt hatte.

Obrist Kottwitz.

Wie Lessing im Wachtmeister Werner seines Lustspiels „Minna von Barnhelm“ das Urbild eines preußischen

Husaren unter Zieten und Seydlitz geschaffen, so ist es auch Kleist vorzüglich gelungen, im Obersten Kottwitz eine jener märkischen Offiziersgestalten aus der Zeit des Großen Kurfürsten mit geradezu verblüffender Plastik zu zeichnen, die, durchdrungen von echt brandenburgisch-preußischer Gesinnung, ihrem kurfürstlichen Herrn mit „Haut und Haar“ ergeben, jeden Augenblick bereit waren, für seine Ehre und seinen Ruhm ihr Leben einzusetzen. Dieser Oberst ist schon ein alter Herr gleichwie Feldmarschall Blücher, den wir mit Vorliebe den alten Blücher nennen, und seinen kahlen Scheitel zieren „drei silberglänzige Locken“, aber trotz seines hohen Alters ist er wie jener noch kräftig und wetterfest. Wenn er auf seinem Gaule sitzt, so fühlt er sich „voll Jugend“ und scherzt mit gutem Humor über das böse Zipperlein, die leidige Plage des Alters. Den Offizieren, die bereitwillig herbeieilen, um ihm vom Pferde zu helfen, dankt er so fröhlich wie herzlich, ein Vorgang, der uns mit besonderer Deutlichkeit das schöne kameradschaftliche Verhältnis erkennen läßt, das zwischen ihm und seinen Offizieren herrscht. Wie sehr aber alle ihn schätzen und ehren, geht insbesondere aus dem Umstande hervor, daß sowohl die Offiziere als auch die Prinzessin seine Anwesenheit in Fehrbellin dringend wünschen, als es sich um die Unterzeichnung der von ihm abgefaßten Bittschrift handelt. Er ist es denn auch, den sie dazu auserwählen, die Bittschrift dem Kurfürsten zu unterbreiten und ihre Anschauungen bei ihm würdig zu vertreten. Der Oberst ist aber auch eines solchen Vertrauens wert, denn er ist das Muster eines tüchtigen, diensteifrigen, stets pflichttreuen Offiziers, der seinem kurfürstlichen Herrn in treuer Liebe zugetan ist. Pünktlich führt er während der Nacht die Reiterei aufs Schlachtfeld,

während der Prinz die Zeit des Aufbruchs verträumt. Beruhigt kann dieser zu seinem Freunde sagen:

„Der alte Kottwitz führt sie,
Der jede Absicht dieses Marsches kennt.“

Seine große Gewissenhaftigkeit zeigt sich besonders in seiner Weigerung, die von ihm entworfene Bittschrift auch den Offizieren der übrigen Regimenter heimlich zur Unterschrift vorzulegen. So sehr er den Prinzen liebt, den Schein eines Komplottes will er vor allem vermeiden, weshalb Natalie von ihm sagt:

„Der wunderliche Herr! Bald kühn, bald zaghaft!“

Seine hervorragenden soldatischen Eigenschaften weiß der Kurfürst wohl zu schätzen, und wenn er den Oberbefehl über die Reiterei bei Fehrbellin wie bei Rathenow dem Prinzen von Homburg und nicht dem alten Kottwitz anvertraut hat, so geschieht dieses

„Dem Oberst Kottwitz gleichwohl unbeschadet“,

wie Feldmarschall Dörfling bei Austeilung des Schlachtbefehls ausdrücklich hervorhebt. Ja, der Kurfürst schätzt das Ansehen und die militärische Tüchtigkeit seines Obersten so hoch, daß er ihm die ehrende Aufgabe gegeben, dem heißblütigen Prinzen als Mentor zur Seite zu stehen, seinen leidenschaftlichen Eifer zu zügeln und ihn vor einer unbesonnenen Handlung zu bewahren. Das ist auch der Grund, weshalb Dörfling dem Rittmeister Golz bei Austeilung der Order den besondern Auftrag gibt, ihm den Obersten Kottwitz vor Beginn der Schlacht zuzusenden. Leider trifft Kottwitz den Feldmarschall nicht an, ein Umstand, der uns erklärt, wie es dem Prinzen nur möglich sein konnte, den alten Herrn zum vorzeitigen Angriff mit sich fortzureißen. Dieser hatte die der Entwicklung der Schlacht mit lebhafter Teilnahme folgenden Offiziere

schon mehrmals zur Besonnenheit und Ruhe gemahnt und auf die Order, einen besondern Befehl zum Angriff abzuwarten, hingewiesen, als der Prinz, in leidenschaftlicher Aufregung und von seinem Tatendrang fortgerissen, jede Selbstbeherrschung verlor und es wagte, mit höhnenden Worten den Mut seines alten Freundes und Ratgebers in Zweifel zu ziehen. So im empfindlichsten Punkte seiner soldatischen Ehre angegriffen, fühlte sich Kottwitz veranlaßt, mit derben Worten zu erwidern, und jede Verantwortung ablehnend, erklärte er sich bereit, dem Prinzen zu folgen und den Angriff sofort zu beginnen. Mit den Worten:

„Auf deine Kappe nimm's! Ich folge dir!"

stürzt sich der erzürnte Oberst mit jugendlichem Feuer in das Schlachtgetümmel.

Dieser alte Haudegen, in dem feuriger Mut und soldatische Derbheit wie beim alten Blücher sich paarte, besaß trotz dieser Derbheit ein schlicht-frommes, zartbesaitetes Gemüt, ein warmes Empfinden für die Schönheiten der Natur. Fast jugendlich schwärmerisch lauten die Worte, mit denen er die den Nebel durchbrechende Morgensonne des Schlachttages begrüßt:

„Ein schöner Tag, so wahr ich Leben atme!
Ein Tag von Gott, dem hohen Herrn der Welt,
Gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen." (II, 1.)

Seine schlichte Frömmigkeit spricht sich auch in den herzlichen Worten aus, die er an den Prinzen richtet, als dieser ihm sagt, daß er in der Kapelle des benachbarten Dorfes gebetet habe:

„Ein frommer junger Herr, das muß ich sagen!
Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt,
Das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen!" (II, 2.)

Wenn der Oberst bei Überreichung der Bittschrift mit überströmender Wärme des Gefühls und dem ganzen Aufwand einer hinreißenden Beredsamkeit seinem kurfürstlichen Herrn das Verhalten des Prinzen am Schlachttage als ein Recht des freien Heldentums gegenüber der toten Regel nachzuweisen sucht und hinzufügt, daß er selbst im Dienste nicht durch die Aussicht auf Lohn, sondern nur durch sein Herz, durch seine Lust am Ruhme seines Herrn bestimmt werde, so legt diese freimütige Äußerung vor allem ein glänzendes Zeugnis ab von der Vortrefflichkeit seines Herzens; aber wir müssen mit dem Kurfürsten den vorgebrachten Gründen alle Beweiskraft für den vorliegenden Fall absprechen. Mit vollem Recht hält ihm der Kurfürst entgegen, daß er selbst am Schlachttage andrer Meinung gewesen sei, und dem „spitzfindigen Lehrbegriff" der Freiheit, den Kottwitz aufstellt, setzt er die Aussage des Prinzen selbst entgegen, den er als Sachwalter anruft, den Streit zu enden. Im Grunde ist des Obersten Denkweise doch nicht so sehr verschieden von der seines Herrn, denn wenige Augenblicke später, als der Prinz seiner hohen Auffassung von der Pflicht vollen Ausdruck gegeben und den Sieg über den eignen Trotz und Übermut als den herrlichsten aller Siege gepriesen, sehen wir ihn tief gerührt in die Worte ausbrechen:

„Mein Sohn! Mein liebster Freund! Wie nenn' ich dich? —
Laß deine Hand mich küssen!"

Der historische Kottwitz aus der Priegnitz wird in den geschichtlichen Urkunden jener Zeit nur als der „älteste Kapitän" der Derfflinger Dragoner genannt. Weiteres ist von ihm nicht bekannt.

Neben Kottwitz, dessen Charakterbild der Dichter mit besonderer Liebe und Sorgfalt bis ins kleinste ausgeführt hat, führt uns das Drama noch eine Reihe von Offizieren des märkischen Heeres vor Augen, die als Nebenpersonen

zwar nur leicht mit wenigen Zügen skizziert, aber dennoch lebensvolle Charaktere von bestimmter Individualität sind, die sich in ihrem Wesen durchaus voneinander unterscheiden.

Da ist der kecke, freimütige, heitere Hohenzollern, „der — gleichviel ob mit Absicht — ganz im Geiste der englischen Bastarde geschaffen ist, so recht der wilde Schößling des Heldenstammes", dessen Namen er trägt. Dieser jugendfrische, ritterliche Jüngling ist des Prinzen Busenfreund, das Ideal eines wahren Freundes voll Hingebung und Treue. Daneben zeigt sich Golz mutig und kampfbegierig, dabei besonnen und pflichttreu, während der Feldmarschall Dörfling, ganz seiner hohen Stellung entsprechend, den Eindruck eines sehr ernsten, würdevollen Mannes macht, von strengen Grundsätzen, wortkarg und gemessen in seinem ganzen Auftreten.

Natalie.

Diese edle Frauengestalt, eine freie Schöpfung des Dichters und doch von ganz bestimmter Individualität, spielt in der Entwicklung der Handlung, in der Schürzung und Lösung des Knotens eine so bedeutende Rolle, daß wir es für angezeigt halten, diesen eigenartigen Charakter etwas genauer zu betrachten. Der Dichter macht sie zu einer oranischen Prinzessin, einer verwaisten Nichte des Kurfürsten, und verknüpft sie so aufs engste mit der kurfürstlichen Familie, so daß sie die Kurfürstin wie eine Tochter auf dem Kriegszuge begleitet. So ähnelt sie Thekla, der Tochter Wallensteins, der sie auch in manchen Eigenschaften des Geistes und des Herzens nahe steht. Um ihr Eingreifen in die Handlung des Dramas genauer zu motivieren, gibt der Dichter ihr eine besondere Stellung und Würde, die an Damen zu verleihen damals noch nicht üblich war, er macht sie zum Chef eines

Dragonerregiments, und zwar desjenigen, das von Kottwitz geführt wird.

Von wunderbarer Schönheit und mit holdem Liebreiz ausgestattet, erscheint sie dem Prinzen von Homburg als die „süße Traumgestalt“, als ein Wesen höherer Art, das ihn mit dem Lorbeerkranz des Ruhmes schmücken soll. Als sich nun dem Prinzen Traum und Wirklichkeit durch den „Handschuh“ verknüpfen, gerät er in eine wundersame Bestürzung, und von da an nimmt die in seinem empfänglichen Herzen entbrennende Liebe zu diesem seinem Ideal sein ganzes Denken und Trachten gefangen und hebt ihn zu jener Siegesgewißheit empor, daß es ihm ein leichtes dünkt, das flüchtige Glück auf dem Schlachtfelde zu erhaschen und das Füllhorn seines Segens ganz zu seinen Füßen umzustürzen. Die Prinzessin ist aber auch eine dem Prinzen verwandte Natur, so daß sich hier Gleichartiges anzieht. Auch sie hat wie der Prinz ein leidenschaftliches, tiefes Gemüt, auch sie legt den größten Wert auf die „Empfindung“, so wie auch der Prinz keine andre Order als die des Herzens kennt. Ihr Herz voll Liebe und Dankbarkeit verehrt den Kurfürsten aufs höchste, in dem sie nicht nur den geliebten Oheim erblickt, der Vaterstelle an ihr vertritt, sondern auch das Ideal alles Guten, den Inbegriff der Güte und Milde selbst, so daß sie ihm ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Diese pietätvolle Liebe erwidert der Kurfürst aufs herzlichste, er nennt sie „mein Töchterchen“, „mein süßes Kind“, und es wird ihm schwer, ihr eine Bitte abzuschlagen. Eine gleiche Kindesliebe hegt sie zur Kurfürstin, die sie öfter meine „teure Mutter“ nennt; diese Liebe tritt besonders bei dem großen Schmerze hervor, der bei der falschen Nachricht von dem Tode des Großen Kurfürsten über beide Frauen hereinbricht. Hier zeigt sich zugleich

der Starkmut ihrer Seele, denn sie denkt in diesem Augenblicke weniger an sich selbst als an die Kurfürstin, die sie zu trösten sucht, und an die Gefahren des Vaterlandes, das jetzt allen Feinden preisgegeben sei. Und als nun der junge Held als Sieger der Tränenvollen tröstend naht, da löst sich die Liebe von dem wehmutvoll gestimmten Herzen los und entfaltet sich zur schönsten Blüte in jenem herrlichen Bilde von der Rebe des Glückes und der sie umschlingenden duftreichen Glockenblume, bei dem die Seelenharmonie der Liebenden besonders dadurch so schön angedeutet wird, daß beide in demselben Bilde denken und reden.

Mit diesem zarten, echt weiblichen Empfinden verbindet die Prinzessin, wie schon angedeutet, eine kühne männliche Entschlossenheit, die sie zum tatkräftigen Handeln treibt, als es die Rettung ihres Geliebten gilt. Während dieser verzweifelt zu den Füßen der Kurfürstin niederstürzt und — ein Bild des Jammers — das nackte Leben, selbst um den Preis der Geliebten, zu erflehen sucht, da jammert sie nicht und verzweifelt, sondern in der richtigen Erkenntnis, daß der junge Held nur einer augenblicklichen menschlichen Schwäche, einer natürlichen kleinmütigen Stimmung unterliege, wächst sie selbst voll Mannesmut zur wahren Heldin empor und sucht mit ermunternden Worten den Geliebten zu derselben Höhe heldenhaften Denkens emporzuheben. Zugleich ist sie entschlossen, „ein rettend Wort" zu wagen, und sie begibt sich sofort zum Kurfürsten, dessen Herz sie mit hinreißender Beredsamkeit bestürmt. Echt weiblich ist dabei ihre Auffassung von der Verfehlung des Prinzen, die ihr mit seiner sensitiven Natur so verwachsen scheint, daß sie als eine Folge seines stürmischen Eifers für des Kurfürsten Ehre kaum strafbar gedacht werden kann.

„O dieser Fehltritt, blond, mit blauen Augen
Der, eh' er noch gestammelt hat: Ich bitte!
Verzeihung schon vom Boden heben sollte,
Den wirst du nicht mit Füßen von dir weisen!" (IV, 1.)

Echt frauenhaft ist ihr Appell an des Kurfürsten Milde, während sie kein Verständnis findet für die Forderungen der Staatsraison, auf die der Kurfürst als Vertreter des Vaterlandes hinweist. Nach ihrem Gefühle ist das Vaterland eine vom Kurfürsten gegründete, festgefügte, unerschütterliche Burg, die allen Angriffen widerstehen und von seinen Nachfolgern immer schöner und herrlicher ausgebaut werden würde. Mit edlem Stolze zaudert sie im weitern Verlaufe des Gespräches, dem Kurfürsten den kläglichen Zusammenbruch des Prinzen mitzuteilen; denn sie fühlt wohl das Unwürdige einer solchen Furcht vor dem Tode; aber sie faßt diesen Vorgang als eine Wirkung äußerer unberechtigter Eingriffe in das Gefühlsleben des Prinzen auf, weshalb sie vorwurfsvoll dem Kurfürsten klagt:

„Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!"

Es ist eine bewunderungswürdige Selbstüberwindung, eine kaum faßbare Größe des Heldentums, wenn ein Mädchen zur Rettung des Geliebten, dem ihre ganze Seele gehört, auf seinen Besitz verzichten will. In diesem Sinne hat sie den Kurfürsten um Gnade angefleht, in diesem Sinne sucht sie den Prinzen zur Unterschrift zu drängen, nachdem sie ihm den Brief gebracht hat, durch den der Kurfürst ihm selbst die Entscheidung über die Gerechtigkeit des Spruches auferlegt. Überzeugt, daß des Prinzen Weigerung seinen Tod bedeutet, ringt sie in tödlicher Angst um sein Leben und muß doch schließlich erkennen, daß der Prinz ein höheres Gut gefunden als das Leben, das Gefühl der Pflicht, jener heiligen Pflicht, die ihn nötigt, sich selbst schuldig zu be-

kennen. Da erkennt auch das liebende Mädchen seinen Helden wieder, und in stolzer Freude seinen hochherzigen Entschluß anstaunend, steht sie vor uns in erhabener Fassung, ein heldenmütiges Weib, wenn sie die Abschiedsworte spricht:

„Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!"

Und sofort handelt sie aus eigenem Antrieb und läßt kein Mittel unversucht, den Geliebten zu retten. Sie gibt eigenmächtig Kottwitz den Befehl, mit seinen Truppen nach Fehrbellin zu kommen, eine sehr gewagte, an und für sich unbotmäßige Handlung, damit er das Vorgehen der Offiziere zu Gunsten des Prinzen durch sein hohes Ansehen wirksam unterstützen könne. Allein es bedurfte solcher Mittel nicht, auf die der Kurfürst sich mit humorvoller Gelassenheit einläßt und die ihn nur dazu veranlassen, den Prinzen nun auch vor den gesamten Offizieren jene Erklärung von der unverbrüchlichen, Genugtuung fordernden Majestät des Gesetzes wiederholen zu lassen. Man mag es auch als eine kleine Strafe für Nataliens gesetzwidriges Vorgehen, das der Kurfürst nachträglich mit gutem Humor gebilligt hatte, betrachten, wenn der dem Tode geweihte Prinz ihr öffentlich anverlobt wird, ohne daß noch der Schleier gelüftet ist, der des Kurfürsten Absichten verhüllt.

Bald aber sollte die Bekümmerte und Geängstigte den schönsten Lohn ihrer heldenmütigen Liebe empfangen. Die Begnadigung des Prinzen vollzieht sich im Garten zu Fehrbellin, wo die Geliebte den geläuterten Helden mit dem Lorbeerkranz und der goldenen Kette schmückt und seine Hand an ihr pochendes, von Seligkeit erfülltes Herz drückt.

Idee.

Über den Grundgedanken unsers Stückes sind die Ausleger verschiedener, oft widersprechender Ansicht gewesen. Da sich in des Dichters Seele selbst, wie wir bereits an andrer Stelle hervorhoben, zwei sich fortwährend bekämpfende Wesenshälften befanden, von denen die eine nach der Order des Herzens, der schrankenlosen Entfaltung des Ichs, die andre nach der Order des Gesetzes, der Notwendigkeit der Selbstzucht und des Pflichtmäßigen verlangte, so war es wohl natürlich, daß diese beiden Strebungen auch in seinen Dichtwerken bald mehr nach der einen, bald nach der andern Seite zum Ausdruck kamen. In der Tat finden wir auch in unserm Schauspiele diesen Kampf des Dichters Kleist wieder, in dessen Lebensgestaltung die Order des Herzens meist das Übergewicht hatte, und so mochte es kommen, daß viele Ausleger glaubten, der ersteren auch in dieser Dichtung den Vorzug geben zu müssen. Nachdem schon Julian Schmidt hervorgehoben, daß hier „die freie Heldenkraft mit dem unmittelbaren Bewußtsein ihrer höheren Berechtigung gegen die hergebrachte Ordnung sich empöre“, hat Treitschke den Grundgedanken dahin gefaßt, daß der Dichter „das Recht des freien Heldenmuts, der rettenden Tat neben der toten Regel“ verherrliche. Ihm folgt Weismann, dann Brahm und Zürn, von denen der erstere hier „zwei Strömungen in Eins zusammenfließen“ läßt, während der letztere behauptet, daß „zwei sich widerstrebende Prinzipien sich die Wage halten.“ Auch Unbescheid findet den Grundgedanken in den Reden des Obersten Kottwitz, dessen „Rechtfertigung der Tat des Prinzen die aus dem Munde des Mannes, der wegen seiner militärischen Zucht bei dem Heere in größtem Ansehen steht, von zweifelloser Gültigkeit sei.“

Ferner ist Seiler derselben Ansicht wie Zürn, wenn er sagt, „der Kurfürst sei es, der zuletzt tatsächlich nachgebe, in der Tat unterwerfe sich das äußere Gebot dem innern Gesetze, indem es den Anspruch auf Bestrafung seines Übertreters aufgebe, ja dessen Verherrlichung zulasse und nur das Anerkenntnis auch seines guten Rechtes verlanget."

Diesen Ansichten tritt Gillow mit logischer Schärfe und überzeugenden Gründen entgegen, indem er nachweist, daß der Prinz keineswegs „vom Standpunkte des Erfolges eine rettende Tat vollbracht", noch von dem des freien Heldenmutes für Fürst, Thron und Vaterland, wie er von Kottwitz vertreten werde, eine solche gewagt hat, sondern, daß er „von Liebesschwärmerei und Ruhmesgedanken so erfüllt gewesen war, daß er in übereiltem Eifer alle Selbstbeherrschung verlor und nicht etwa nach hartem Kampfe mit sich selbst und nach schweren Bedenken sich zu dem verfrühten Vorstoß entschloß, sondern von stolzer Selbstgewißheit und leidenschaftlicher Überhebung aufgebläht, rücksichtslos dreinfuhr."[1]) Daher hebt er mit Recht hervor, daß der Dichter den Prinzen deutlich genug gekennzeichnet hat, damit wir der Entscheidung des Kurfürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und jenen Auslegern, die in dem Dichter Kleist einen Sohn Yorks bewundern und von den gleichberechtigten Momenten des freien Entschlusses und der toten Regel reden, stellt er die Behauptung entgegen, daß in diesem Drama „nicht sowohl das Recht des freien Heldenmutes gegenüber dem Unrecht der toten Regel stehe, als vielmehr das Unrecht des unfreien Eigenwillens im Gegensatz zu dem Recht des lebendigen Staatsbewußtseins."

---

[1]) S. Gillow, S. 10 u. ff.

Nicht unmöglich ist es, sagt Güllow an einer andern Stelle, daß unserm Dichter die noch in aller Gedächtnis lebende traurige Erfahrung der abenteuerlichen Unternehmung des edlen, aber auch allzu vermessenen Schill (1809) deutlich vorschwebt, und daß sein Schauspiel (1810) eine bewußte Verurteilung eines solchen Subjektivismus ist. Unser Gedicht berührt sich dann in seiner Gesamtrichtung aufs engste mit der „Hermannschlacht" und ist, ohne daß das Tendenziöse hier irgendwie unkünstlerisch hervorspringt, gleich dieser die Verherrlichung einer rücksichtslosen, den einzelnen nur als dienendes Glied aufnehmenden Hingabe an das Vaterland, welches in beiden Fällen seine Feinde nicht nur an dem fremden Eindringling, sondern auch an der Halbheit und Vermessenheit seiner eigenen Kinder hat. Ähnlich drückt sich Sieroka aus, wenn er sagt: „Dies Drama hat zum eigentlichen Gegenstand die Unterwerfung und Gewinnung eines noch jugendlich ungebändigten aber edlen Geistes durch die Majestät, die Unterordnung der selbstsüchtigen Leidenschaften unter die Idee des Gemeinwohls, die Selbstbesinnung, Selbstbezwingung und Läuterung des edelsten der um den Kurfürsten sich scharenden Gemüter, die Aufstellung eines warnenden und erziehenden Beispiels, das seine Wirkung auch auf die andern Gemüter, auf das Heer und Volk und weiter hinaus auf kommende Geschlechter ausüben soll."

Der nationale Charakter des Dramas.

Der Dichter war schon in früher Jugend, seiner Familientradition gemäß, in das preußische Heer eingetreten, um als Offizier seinem Vaterlande zu dienen.

Allein die damalige übergroße Strenge der militärischen Disziplin hatte bald seinen empfindsamen Geist verletzt, und er nahm mit 22 Jahren den Abschied, um sich dem Studium der Kantischen Philosophie zu widmen und in der Moralphilosophie, „in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unsers Wesens“ sich ein ungetrübtes Lebensglück aufzubauen. Aber er fand jene schöne Harmonie im Leben nicht, die er als „ästhetischer Mensch“ so eifrig erstrebte, so daß er unstet in Deutschland und in fremden Ländern umherwanderte, ohne das gesuchte Glück zu finden. So blieb er einer für das Vaterland ersprießlichen Tätigkeit fern, bis die Katastrophe von Österreich 1805 und die gewaltigen Erschütterungen, die nach der Schlacht bei Jena 1806 über Preußen hereinbrachen, auch ihn aufrüttelten und eine völlige Wandlung in seinen sittlichen und künstlerischen Anschauungen hervorriefen. Jetzt erschien ihm die preußische Monarchie als der einzige Rettungsanker des niedergeworfenen deutschen Vaterlandes und die bedeutsamen Reformen, durch die sie sich aus ihrem Sturze emporrang, flößten ihm wieder neue Hoffnungen ein. Die Nähe der angebeteten Königin Luise, die er als Preußens Schutzengel betrachtete, erfüllte seinen Geist mit hoher Begeisterung und das Heer, dessen Dressur und harte Disziplin ihn früher abgestoßen hatte, erschien ihm jetzt in einem anderen Lichte: es war ihm jetzt das feste Bollwerk bei der Auflösung aller Verhältnisse, die einzige Hoffnung der sinkenden Monarchie.

Da suchte der Dichter in der „Hermannsschlacht“ den grimmen dämonischen Haß des deutschen Volkes gegen den fremden Eroberer zu schüren, da schuf er auf der Höhe seiner Künstlerlaufbahn das echt preußische Stück „Der Prinz von Homburg“, dem grausen Gemälde seines patriotischen Hasses gegenüber das heitere Bild der Vater-

landsliebe, ein letzter heiterer Sonnenstrahl seines Genius, eh' er bejammernswert in Nacht versank.

In diesem Drama greift der Dichter zurück in die glorreiche Zeit des Großen Kurfürsten als des Siegers von Fehrbellin und weckt so mit einem Schlage die Erinnerung an einen der schönsten nationalen Siege über fremde Eroberungssucht. Verherrlicht wird dieser Sieg durch den Opfertod des treuen Stallmeisters Froben, der hier ein erhabenes Beispiel deutscher Treue gibt und dessen pietätvolle Ehrung durch den dankbaren Kurfürsten sich vor unseren Augen vollzieht. Die hehre Gestalt des Großen Kurfürsten selbst erscheint vor unseren Augen in jener idealen Verklärung und von solcher Lebenswahrheit, daß, wie schon Tieck bemerkt, um dieses einen Porträts willen das deutsche Volk dem Dichter dankbar sein muß.

Da ist das siegreiche märkische Heer mit seinen prächtigen Lagergestalten, die wir alle als echte Landsleute erkennen, aus denen besonders der alte Haudegen Kottwitz von der Priegwitz als das Ideal eines preußischen Offiziers hervorleuchtet. In diesen Charakteren offenbart sich vor allem des Dichters heimatliches Herz und sein deutsches Gefühl und er verliert sich keineswegs in das Kleine, Abgeschlossene und Provinzielle.

So hat das Stück zunächst ein echt preußisches Gepräge und der glänzende Sieg über den mächtigen Feind gibt ihm einen höheren nationalen Charakter und weist zugleich symbolisch auf die damalige Zeitlage hin. Prophetisch klingen die herrlichen Worte gleich einem zum Himmel gerichteten Gebet:

„Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,
Und frei auf mütterlichem Grund behaupte
Der Brandenburger sich; denn sein ist er
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut."

Diese Prophezeiung erfüllte sich in der Tat wenige Jahre später in glänzender Weise. Wie mußte sich im Befreiungskriege das geknechtete Preußenvolk an solchen zuversichtlichen Worten zu kühner Tat begeistern oder wenn es hörte:

„Der Drache ward, der dir die Marken trotzig
Verwüstete, mit blut'gem Hirn verjagt."

Echt preußisch und vaterländisch ist endlich auch der Grundgedanke der Dichtung, die unbedingte Unterordnung unter das Gesetz, die selbstlose Hingabe des einzelnen an das Ganze, ein Grundsatz, den die Hohenzollern selbst stets in unermüdlicher Arbeit zur Wohlfahrt des Volkes befolgt, und zu dessen Beobachtung sie ihr Volk durch ihr leuchtendes Beispiel erzogen haben. Wohl konnte daher der Dichter mit stolzem Vertrauen auf diesen vom Kurfürsten auf festester Grundlage gegründeten brandenburgischen Staat hinblickend als Seher der Zukunft Natalien jene herrlichen Worte in den Mund legen, nach denen dieser Staat alle Stürme siegreich überwinden und sich immer schöner uno prächtiger ausbauen werde:

„Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm;
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde."

Auch diese prophetischen Worte, die das Drama aus der engen Sphäre einer brandenburg-preußischen Dichtung zu der Höhe einer wahrhaft nationalen Schöpfung erhoben, haben ihre endliche Erfüllung gefunden. Aus dem kleinen brandenburgischen Kurstaat entwickelte sich das Königreich Preußen als der mächtigste deutsche Bundes-

staat, unter dessen Führung 1870 das geeinte deutsche Volk die herrlichsten Siege erfocht, deren schönster Lohn, die deutsche Kaiserkrone, das Haupt des großen Hohenzollernfürsten, Wilhelms I. schmücken sollte. So konnte Kaiser Wilhelm II. am 18. Oktober 1902, als auf dem Kanonenberge bei Fehrbellin das Denkmal seines großen Ahnherrn enthüllt wurde, in pietätvoller Erinnerung an die Großtaten seiner Vorfahren jene erhebenden, von deutschem Nationalgefühl durchglühten Worte sprechen, aus denen wir folgende hervorheben:

„Es war ja leider lange der Brauch, daß auf deutschem Boden fremde Streitigkeiten zum Austrag gebracht wurden. Der Große Kurfürst war es, der dem zum erstenmale ein Ende gesetzt hat, und zwar bei Fehrbellin. So hat er den Grund gelegt für die Entwicklung der Mark und Preußens, hat er die ersten Hammerschläge getan an der Königskrone und der deutschen Kaiserkrone. Er hat namentlich auch den Grund gelegt, auf dem die Armee entstanden ist; dank der Organisation, die er ins Leben gerufen, gelangen ihm an der Spitze eines kleinen Haufens wahre Wunder von Tapferkeit. Der Geist, der sich damals offenbarte, der Geist von Fehrbellin ist nicht erloschen. Jahrhunderte hindurch hat er sich bewährt. Er hat des großen Königs Majestät geholfen, als er in hartem Kampfe sich seiner Haut wehren mußte, bis aufs Blut. Jena und Tilsit hat er uns nicht ersparen können; es war der Ratschluß Gottes. Schließlich ist es den märkischen Regimentern noch vergönnt gewesen, den heimischen Boden rein zu sehen vom Feinde, ihre Fahnen zu hissen und aufzupflanzen außerhalb der Grenzen des engeren und größeren Vaterlandes. Das war unter der Führung des großen Kaisers und seines Sohnes, dessen Geburtstag wir heute begehen. Wir leben im Frieden und in Ruhe als die Erben einer großen

Vergangenheit. Wir werden dies aber nur so lange können, als jeder Sohn des Vaterlandes die Mitwirkung an dessen Verteidigung als seine erste Pflicht, als seine vornehmste Arbeit ansieht. So lange noch ein Märker die Flinte trägt oder die Lanze schwingt, so lange noch ein Hohenzoller sich seines Portepees erinnert, so lange wird es gut bestellt sein um unser Land. In dieser Gesinnung erhebe ich den Pokal, einem alten brandenburgischen Geschlecht gehörig, dessen Mitglieder vom ersten Augenblick an, treu zu Markgrafen und Kurfürsten, König und Kaiser gestanden haben, und setze ihn an auf das Wohl meiner Märker mit dem Wunsche, daß sie auch fernerhin mit dem guten Beispiel vorangehen mögen in Mannesmut und Mannestat, vor allen Dingen in Gottergebung und unbedingtem Gehorsam wie bisher!"

Geschichte.[1]

(Zum großen Teil nach E. Heyck „Der Große Kurfürst.")

In dem Kriege, den Ludwig XIV. von 1672 bis 1678 gegen Holland führte, stand der Große Kurfürst auf der Seite Hollands. Um diesen gefährlichen Gegner von Frankreichs Grenzen abzulenken, fielen die Schweden auf Veranlassung Ludwigs ohne Kriegserklärung Ende November 1674 in die Mark ein unter dem Vorwande, die Bestimmungen des Westfälischen Friedens durch diese militärischen Maßnahmen aufrecht zu erhalten, da der Kurfürst durch seine Teilnahme an dem Reichs-Krieg gegen Frankreich die Übereinkünfte zwischen Schweden und Brandenburg gebrochen hätte.

---

[1]) S. die bezügl. Karte 2.

Der Kurfürst stand noch am Oberrhein, als er die erste Kunde von dem Einfall der Schweden erhielt. „Das kann den Schweden Pommern kosten“, waren seine ersten Worte; denn er war entschlossen, bei dieser Gelegenheit auch seine alten Rechte auf Pommern wieder geltend zu machen. Obwohl er ganz allein stand, war er doch fest gewillt, den Krieg gegen die Schweden mit aller Kraft zu führen. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, am 26. Mai 1675, brach er von Schweinfurt auf und zog in raschen Märschen durch den Thüringer Wald nach Magdeburg, wo er am 21. Juni ankam. Hier erfuhr er Genaueres über die Stellung der Schweden, welche in langgedehnter Linie längs der Havel in zwei größeren Heerhaufen Havelberg mit 2500 Mann unter Karl Gustav von Wrangel und Brandenburg unter dessen Bruder Waldemar besetzt hielten, während ein Regiment unter Oberst Wangelin am 20. Juni nach Rathenow gekommen war. Da die Schweden von seiner Nähe nichts wußten, so beschloß er, ihre Stellung in der Mitte, bei Rathenow zu durchbrechen. Es gelang dem Marschall Derfflinger durch eine Kriegslist, indem er sich für einen von Bauern verfolgten schwedischen Offizier ausgab, sich der Havelbrücke zu bemächtigen, während zugleich die Brandenburger von verschiedenen Seiten in die Stadt eindrangen und nach anderthalbstündigem Kampfe die schwedische Besatzung gefangen nahmen. Hierdurch war die Streitmacht der Schweden in zwei Teile gespalten, die vollständig von einander getrennt waren. Nun versuchte Waldemar von Wrangel die Vereinigung mit den Truppen zu Havelberg durch eine weitum führende Rückwärtsbewegung über Fehrbellin zu erreichen. Die alte Fähre, welche über den Rhin führte, war seit 1616 durch einen Damm und 172 Fuß lange Holzbrücke ersetzt worden. Der Luch weitumher war Sumpfland oder vielmehr eine federnde

Grasdecke, die, über braunem Moorschlamm schwimmend, nur von ganz Kundigen einzeln begangen werden konnte. Im Frühjahr lag das Ganze gewöhnlich als seeartiges Ueberschwemmungsgebiet mit einigen etwas erhöhten Inseln und bei dem strömenden Regen jener Kampftage schloß der Luch die Benutzung außerhalb der wenigen Wege vollends aus.

Sofort rückte Friedrich Wilhelm den 26. den Schweden nach. Es galt, daß Wrangel nicht über den Rhin kam, um entweder nach Havelberg zu gelangen oder andernfalls nach Oranienburg auszuweichen. Jetzt mußten, bei dem Regen und den schlechten Wegen, auch die Musketiere zurückbleiben. Streifpartien wurden ausgeschickt, die Päſſe von Oranienburg und Kremmen zu besetzen, während Oberstleutnant Hennings die schwierige Aufgabe erhielt, die Brücke von Fehrbellin zu zerstören und den Damm zu durchstechen, was ihm auch gelang, bevor die schwedische Vorhut dort anlangte. Von dort traf er am 27. mit dem Kurfürsten in Nauen wieder zusammen, während Wrangel, so schnell er auf durchweichten Wegen mit Infanterie, Geschützen und der zusammengetriebenen Rindviehbeute konnte, über Flatow auf Fehrbellin zuhastete. Eine schwedische Vorhut gelangte schon an dem Tage bis Fehrbellin, wo sie mit Schreck den Übergang zerstört fand; Wrangel selbst nahm bei Flatow für die Nacht sein Lager. Er hatte bei sich 11000 Mann, wovon 7000 zu Fuß, 42 Kompagnien zu Pferde und 38 Geschütze, während der Kurfürst nur über 5000 Reiter, 600 Dragoner (berittene Infanterie), die zu Rathenow nur 50 Mann verloren hatten und 12 leichtere Geschütze verfügte. Sein Fußvolk stand noch sehr zurück und traf erst nach Beendigung des Kampfes ein.

Am Morgen des 28. Juni arbeitete Wrangels Vorhut nebst gepreßten Einwohnern von Fehrbellin an der

Wiederherstellung der Brücke, er selbst zog mit der Hauptabteilung heran. Man war schon in nervöser Rückzugsstimmung. Die nachfolgende brandenburgische Vorhut führte der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg. Er hatte 1800 Kürassiere bei sich und sollte sich „an den Feind henken", ihn „engagieren", bis der Kurfürst mit der Hauptmasse und den Geschützen heran wäre. Um 6 Uhr erlangte er zwischen Flatow und Tietzow Fühlung mit dem Feinde und erbat zugleich mit seiner Meldung den Befehl zum Angriff. Obwohl Derfflinger für eine Umgehung des Feindes jenseits von Fehrbellin war, beschloß der Kurfürst den sofortigen Angriff, indem er Feuer und Flamme war, daß der Feind schon hier „Fell oder Federn" lassen müsse.

Unterdessen hatte Wrangel eine vortreffliche Aufstellung vor Linum gewonnen, unter Benutzung einer alten Landwehr mit breitem Graben davor. Er wechselte aber, einerseits um Zeit für die Herstellung der Brücke zu gewinnen, andrerseits unruhig und unschlüssig, noch zweimal die Stellung. In der letzten hielt er vor Hakenberg eine flache Düne besetzt und lehnte sich rechts an das Dachtower Gehölz, links an den Rhinluch. Der Landgraf war ihm stets auf den Fersen geblieben, ohne eigentlich angreifen zu können, er hatte noch um Geschütze und Dragoner gebeten. Jetzt kam Derfflinger mit solchen heran, besetzte einige flache Sandhügel bei Dachtow, gegenüber dem aus Reitern bestehenden rechten schwedischen Flügel, mit Geschütz und eröffnete ein wirksames Feuer. Da ging die schwedische Reiterei auf Wrangels Befehl zum Angriff über, vor dessen kraftvoller und überlegener Wucht die brandenburgischen Schwadronen, welche die vier Geschütze Derfflingers bedeckten, zu weichen begannen. In diesem Augenblick kam der Kurfürst heran, sein zorniges Eingreifen brachte die Schwadronen wieder zum Stehen. Und nun wandte sich die ganze Entscheidung hierher.

In dieser unvorbereiteten Beschränkung auf einen Punkt in der Flanke liegt der Charakter der Schlacht. Es war ein feuchter, verhängter Sommermorgen, unsichtige Nebel, die über den Wiesen und Mooren lagen, ließen keinerlei freien Überblick zu. Nur so hatten die Schweden versäumen können, die Sandhügel in ihrer rechten Flanke zu besetzen, auf denen nun die Brandenburger standen. So wie sie herbeikamen, eines nach dem anderen, in unablässiger Aufeinanderfolge, führten die Schweden ihren Stoß gegen die gefährliche Artilleriestellung, ebenso zusammenhanglos wurden die Brandenburger, wie sie zur Hand waren, Bataillon auf Bataillon, in den Kampf geholt, gutenteils von Friedrich Wilhelm selbst. Ein zweistündiges, atemlos wildes Getümmel mit Degen und Faustrohr, der Kurfürst, der das Regiment des gefallenen Oberst von Mörner weiterführte, mitten darin. Er selber und Derfflinger wurden mehrmals nur mit Not aus dem Handgemenge wieder herausgehauen, Hennings verwundet. Um 10 Uhr brach die Sonne durch und blitzte auf den Klingen. Und nun war's auch entschieden. Die Schweden stellten die Sturmangriffe ein, die Brandenburger saßen auf und drangen von den Hügeln her vor. Nun kamen sie als angreifende Sieger an das Fußvolk, das sich tapfer hielt; von dem schwedischen Leibregiment, dem „blauen Regiment" aus der Zeit Gustav Adolfs, blieben nur siebzig übrig, die gefangen wurden, und zwanzig, die entrannen. Wrangel zog sich zurück, und der Kurfürst setzte sich an die Verfolgung. In dieser Phase des Gefechts zerschmetterte eine Stückkugel der schwedischen Artillerie, die den Rückzug deckte, dem neben Friedrich Wilhelm reitenden Stallmeister Froben das rechte Bein. so daß er eine Stunde später starb. Da eine andere Kugel den auffällig sichtbaren Schimmel des Kurfürsten fast streifte, soll diesen die Bitte des Leibreitknechts Uhle bestimmt

haben, das Pferd mit ihm zu tauschen, ohne daß übrigens dem Treuen, der sich nun etwas abseits hielt, ein Unglück zugestoßen wäre.[1]) Homburg mit seinen ermatteten Reitern machte auf den vorigen linken schwedischen Flügel, der gar nicht im Gefecht gewesen war, einen Angriff, dessen Vergeblichkeit den Kurfürsten sehr ungehalten stimmte; das Weichen der Reiter und ihre Unlust zu nochmaligem Versuch blieb ihm ein Fleck auf der lichten Waffenehre dieses einzigartigen Sieges. Vor Fehrbellin im Schutze einer von ihnen aufgeworfenen Schanze lagerten die Schweden, die Brandenburger eine halbe Stunde davon bei Tarnow. Die Instandsetzung der Brücke war gelungen, und noch abends sowie morgens früh gingen die Schweden regellos, fluchtartig, unter Zurücklassung von 5 Geschützen hinüber, um über Kyritz und Wittstock die Richtung nach Pommern zu nehmen. Sehr mißvergnügt fand Friedrich Wilhelm am 29. Juni sie abgezogen. Er rückte nach, aber eine wirksame Verfolgung war physisch unmöglich, und bei Wittstock ward sie aufgegeben.

---

[1]) In der Zeitschrift für Preußens Geschichte und Landeskunde II S. 16, III S. 646, IV S. 427 ff. sucht W. Schwartz nachzuweisen, daß ein Pferdewechsel zwischen dem Kurfürsten und seinem Leibjäger Uhle wirklich stattgefunden habe und daß diesem sogleich das Pferd unter dem Leibe erschossen worden sei. Schwartz glaubt, daß die Tradition diese Tat auf Froben übertragen habe. Dem widerspricht Varrentrapp a. a. O. S. 348 Anm. und von Brock in der genannten Zeitschrift 13, 354 ff. u. in „Der Tag von Fehrbellin“ S. 7 Anm. 13 u. 31. Auf die Mitteilung von Schwartz, daß Uhles Tochter den Pferdetausch erzählt habe, erwidert Brock: „Ich glaube, daß sie, die den Vater nicht einmal selbst gekannt hat, in ihrem Gedächtnis allerhand Reminiszenzen an die Schlacht bei Fehrbellin, jüngere und ältere Erzählungen vermischte, so daß auch hier die Frobensage hineinspukt.“ Brock erklärt die Frobensage für eine Wappensage, daraus entstanden, daß die geadelten Brüder Froben ein weißes Pferd im Wappen führten, jedenfalls in Erinnerung ihrer Stallmeisterdienste.

Am Abend aber sandte der Kurfürst einen Brief mit der Siegesnachricht an den Statthalter in der Mark, den Prinzen Johann Georg von Anhalt, worin es unter anderm heißt: „es hatt aber der hochste Gott mir die genahde gethan, daß wir denselben (den Feind) auffem felde geschlagen, welcher Sich aber wegen des morastes mit seiner infanterie bis in Verrbellin retiriret, undt weill er 8 brigaden zu fusse gehatt, haben theils meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lassen, undt selbigen den proces machen lassen werde." Auch der Prinz von Homburg schrieb am folgenden Tag an seine Gemahlin: „Nachdeme alles vorbey gewesen, haben wir auff der Walstet, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht."

Dem an seiner Seite gefallenen Stallmeister Froben veranstaltete Friedrich Wilhelm im Dome an der Spree zu Cölln eine „hochansehnliche Sepultur".

Gestaltung des Stoffes.

Der herrliche nationale Sieg bei Fehrbellin erweckte Frohlocken innerhalb und außerhalb Deutschlands und der Name des Großen Kurfürsten, so wurde er von jetzt an genannt, ging in einem im Elsaß gedichteten Volksliede durch alle Lande. Bald bemächtigte sich die Sage dieses denkwürdigen historischen Ereignisses als Ausdrucksform der warmen und dankbaren Beteiligung des Volkes an diesen unvergeßlichen Tag. So entstand die Frobensage, die den Pferdetausch aufbrachte, um die hingebende Liebe und Treue der nächsten Diener, welche die Heldengestalt des Kurfürsten umgaben, zu verherrlichen. Eine andere Sage ist die des Konfliktes zwischen eigenwilliger Entscheidung und militärischer Disziplin, der sich zwischen dem Prinzen von Homburg und dem Kurfürsten zugetragen

haben soll und in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden hatte. Allerdings war der Kurfürst mit dem erfolglosen Angriff des Prinzen am Schlusse des Gefechtes nicht recht zufrieden, aber die Schuld lag nicht an den Truppen des Landgrafen, dessen Reiter und Pferde völlig erschöpft und abgehetzt waren, während der linke Flügel der Schweden noch gar nicht im Gefecht gewesen war. So kam es denn wohl zwischen den beiden temperamentvollen Fürsten zu Auseinandersetzungen, die eine ganz vorübergehende Verstimmung des Prinzen zur Folge hatten. Als nun Homburg aus persönlichen und geschäftlichen Gründen für einige Zeit das Heer verließ, da mochten wohl im brandenburgischen Volke die Gerüchte über eine derartige Verstimmung der beiden Herren Nahrung gefunden und sich nun zu glaubhaften Erzählungen umgestaltet haben. Zur Verbreitung dieser sagenhaften Überlieferungen hat die Darstellung Friedrichs des Großen von der Schlacht bei Fehrbellin in den brandenburgischen Denkwürdigkeiten (mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg) viel beigetragen. Er erzählt, daß der Prinz von Homburg in seinem Feuereifer sich beim Anblick der zum Kampfe in Schlachtordnung aufgestellten Schweden seiner Kampfeslust überlassen und die Schlacht begonnen habe, obwohl ihm der Kurfürst die Weisung gegeben hatte, einen Zusammenstoß zu vermeiden, bis der Kern des Heeres angekommen wäre. Sofort sei der Kurfürst ihm zu Hilfe geeilt, und als das schwedische Fußvolk wankte, habe er sich mit seiner ganzen Reiterei auf den rechten Flügel der Feinde gestürzt und diesen gänzlich geschlagen. Am Schlusse dieser Darstellung, die Friedrich der Große auf Grund mündlicher und schriftlicher Überlieferungen mitteilt, fügt er hinzu, daß der Große Kurfürst sich geäußert habe: „Wenn ich Euch nach der Strenge der Kriegsgesetze richten wollte, so hättet Ihr den Tod ver-

dient; aber möge mich Gott behüten, daß ich den Glanz eines so glücklichen Tages verdunkle, indem ich das Blut eines Prinzen vergieße, der mir vor allen zum Siege verholfen hat."

In denselben Memoiren ist auch die Frobensage ausführlich mitgeteilt.

Hier finden wir die historische Quelle, aus der der Dichter mit frei schaffender Phantasie geschöpft hat. Die Tatsachen dienten ihm nur dazu, die sittliche Idee, die er seinem Drama zu Grunde legen wollte, zur lebendigen Anschauung zu bringen. Was in der geschichtlichen Darstellung Hypothese ist, wird hier zur Wirklichkeit. Der Prinz greift eigenmächtig zu früh in den Gang der Schlacht ein und erringt den Sieg; aber seine Tat ist nicht die eines gereiften Mannes, sondern eines unbesonnenen Jünglings, er wird wegen seines Ungehorsams vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, dann aber, nachdem der Heiligkeit des Gesetzes Genugtuung geschehen, als geläuterter Held begnadigt und als Sieger bekränzt. Homburgs Gemahlin wird zur lieblichen Prinzessin, einer Verwandten des Kurfürsten, damit auch das Motiv der Liebe seine Berechtigung im Drama finde. Fehrbellin wird zum brandenburgischen Hauptquartier wo der Schlachtplan diktiert wird, der ganz nach den Absichten des Dichters sich gestaltet und die strategischen Kenntnisse des früheren Offiziers in glänzender Weise offenbart. Die Umgehung des Feindes nach Derfflingers ursprünglichem Plan wird hier von Hennings ins Werk gesetzt, und die bevorstehende Zerstörung des hinter dem Schlachtfelde liegenden Brückenkopfes als der Zeitpunkt in Aussicht genommen, den Homburg abwarten soll, bevor er angreife. Ferner ist das Auftreten der Kurfürstin Sophie Dorothea, in der Dichtung Elisa genannt, die ihren Gemahl öfter auf seinen Kriegszügen begleitete, eine freie Erfindung des

Dichters, da sie zur Zeit der Schlacht sich in Minden befand, nachdem sie auf ihrer Rückreise vom Haag nach Schweinfurt einige Zeit auf dem Sparrenberg bei Bielefeld zugebracht hatte. Auch die Werbung Karls X. durch den Grafen Horn um Nataliens Hand, der Abschluß des Waffenstillstandes, die Auflehnung der Offiziere, alles das gehört in das Reich der dichterischen Phantasie. Von den Personen, die wir in der Umgebung des Kurfürsten finden, haben nur Derfflinger, Kottwitz, Hennings und Mörner an der Schlacht teilgenommen, die übrigen werden in den Schlachtberichten nicht genannt und sind entweder frei erfunden wie Rittmeister Stranz, Graf Truchß, Graf Reuß, Graf Hohenzollern, oder ihre Namen erinnern an bekannte historische Persönlichkeiten. So erinnert der Rittmeister von der Golz an den Generalleutnant Joachim Rüdiger von der Goltz, der sich aber an der Schlacht nicht beteiligte. Auch wird in der Geschichte des Großen Kurfürsten der General Graf Otto Christoph von Sparr genannt, der sich um die Ausbesserung des Befestigungs- und Geschützwesens sehr verdient gemacht hat.

Über die oben erwähnten Offiziere, die an der Schlacht teilgenommen haben, mögen folgende historische Angaben genügen.

Feldmarschall Derfflinger, geboren 1606 zu Neuhofen in Oberösterreich, stammte von einfachen Bauersleuten, die ihres Glaubens wegen ausgewandert waren. Es ist nicht erwiesen, daß er früher Schneidergeselle gewesen sei, obwohl verschiedene Anekdoten sich an diese Angabe knüpfen. Nachdem er es in sächsischen Diensten zum Offizier gebracht, trat er 1630 in das schwedische Heer ein und avancierte bis zum Generalmajor. Von 1656 widmete er seine Dienste Friedrich Wilhelm und wurde nach der Schlacht bei Warschau 1656 Generaleutnant, 1673 Feldmarschall. Kaiser Leopold I. erhob

ihn in den Freiherrnstand. Er starb 1695 im 89. Jahre auf seinem Gute Gusow bei Frankfurt a. O., nachdem er noch 1689 unter Friedrich III. an der Belagerung Bonns teilgenommen hatte.

Oberst Hennings, in den Geschichtswerken Joachim Hennigs genannt, war auch ein Bauernsohn aus dem Dorfe Klincke bei Bismark, entlief seinen Eltern und ging unter das Kriegsvolk. Wir finden ihn als Oberstleutnant bei Fehrbellin, wo er verwundet und auf dem Schlachtfelde zum Obersten befördert wurde. Zugleich wurde er unter dem Namen Hennigs von Treffenfeld in den Adelstand erhoben.

Rittmeister Mörner. Joachim von Mörner war zunächst Page beim Kurfürsten Johann Georg, trat dann in ein Reiterregiment ein. Nachdem er eine kurze Zeit bei den Schweden gedient, nahm er seinen Abschied und widmete sich der Verwaltung seiner Güter. 1656 trat er wieder als Rittmeister in brandenburgische Dienste und kommandierte als Oberst ein Reiterregiment bei Fehrbellin. Er fiel gleich im Anfang der Schlacht beim Angriff auf das ostragotische Reiterregiment unter dem Obersten Baron Adam Wachtmeister.

Ort und Zeit.

So wie die Handlung eine festgeschlossene Einheit bildet, so hat auch der Dichter in Bezug auf Ort und Zeit eine große Einfachheit beobachtet, ohne sich jedoch strenge an die französischen Forderungen in dieser Hinsicht zu halten.

Ort. Der Hauptort der Handlung ist Fehrbellin, und zwar der Schloßgarten mit der zum Schloß hinauf-

führenden Rampe sowie der Saal im Schlosse im II. Akt und den beiden Schlußszenen des V. Aktes.

Im II. Akt spielt 1. und 2. Szene auf dem Schlachtfelde bei Fehrbellin, die 3. bis 8. im Zimmer eines Dorfes in der Nähe von Fehrbellin, während die 9., 10. (die beiden Schlußszenen) in Berlin und zwar im Garten vor dem alten Schlosse vor sich gehen.

Der III. Akt führt uns wieder nach Fehrbellin, und zwar zunächst in das Gefängnis des Prinzen, das sich im Stadthause befindet. Dort spielen sich die zwei ersten Szenen ab. Sodann werden wir in das Zimmer der Kurfürstin, das sich im Schloß in der Nähe des Rathauses befindet, geführt, wo die übrigen Szenen dieses Aktes (3—5) vor sich gehen.

Der IV. Akt versetzt uns in der 1. Szene in das Zimmer des Kurfürsten, in der 2. in das Zimmer der Prinzessin, in der 3. wiederum in das Gefängnis im Rathause, wo auch die 4., die Schlußszene sich abspielt.

Der V. Akt versetzt uns mit der 1. Szene in den Saal des Schlosses und erst mit der 10., wie schon gesagt, in den Garten des Schlosses.

So finden sich eigentlich nur zwei Orte, Fehrbellin und Berlin und neun Schauplätze vor.

Zeit. Der Ausgangspunkt für die Zeitbestimmung ist IV, 1376 „Homburg. Gegeben: Fehrbellin am zwölften.“ Danach läßt sich die Zeit in folgender Weise bestimmen:

Beginn des Stückes am 9. Juni gegen 11 Uhr nachts. Anhaltspunkte sind: Der Aufbruch der Reiterei „Glock zehn zu Nacht“ (I, V. 18) und „halb auf zwölf“ (I, V. 124), somit Beginn gegen 11 Uhr. Austeilung der Parole vor dem Morgengrauen. „Der Morgenstrahl ergraut“ (I, 344).

II. Am frühen Morgen des 10. Juni beginnt die Schlacht. So heißt es I, 217: „Doch fort! Zwölf ist's, und eh' die Schlacht beginnt — Wünsch' ich mich noch

ein wenig auszuruhn." Ebenso I, 15: „Wirft er erschöpft .... Sich auf das Stroh, um für die Schlacht, die uns — Bevor beim Strahl des Morgens steht, ein wenig .... auszuruhn."[1]) Ebenso I, 352 und 353. Während der Nacht fiel der Prinz mit dem Pferde (II, 377). Den Sonnenanfgang kündet Kottwitz an II, 386: „Die Sonne schimmert rötlich durch die Wolken." Den Abend finden wir den Kurfürsten und die Offiziere in Berlin (II, 9 und 10).

Der 11. Juni liegt zwischen II und III. An diesem Tage findet ein Dankgottesdienst in Berlin statt. So sagt der Kurfürst II, 729: „Und vor dem Altar morgen dank ich Gott." Am Abend ist die Rückkehr des Kurfürsten nach Fehrbellin, wohin auch Homburg als Gefangener gebracht ist, die Tagung des Kriegsgerichts und die Forderung des Kurfürsten, ihm das Todesurteil vorzulegen. Die Ereignisse des 11. erfahren wir nur durch Erzählung.

III, IV und V finden am 12. Juni statt, und zwar vor Einbruch der Dämmerung bis Mitternacht, so daß die Handlung sich auf etwas über drei Tage zusammendrängt.

Sprache und Metrik.

Das Drama ist im fünffüßigen Jambus geschrieben, doch kommen auch Verse von vier oder sechs Jamben vor, so gleich Vers 19 und 20, wo ein sechs- und vierfüßiger Jambus aufeinander folgen. Auch kommen abgebrochene

---

[1]) Zürn S. 25 nimmt einen vollen Tag für den Aufmarsch der Truppen an und beginnt daher mit dem 8. Juni. Er beruft sich besonders auf II, 436 und II, 470. Das mehrmals vorkommende „gestern" bedeutet „während der Nacht" im Gegensatz zur Tageszeit. Außer I, 217, I, 15 u. a. spricht die unmittelbare Nähe des Schlachtfeldes für obige Zeitbestimmung.

Verse vor und Anapäste stehen nicht selten statt der Jamben, so daß sich der Dichter manche Freiheit und Unregelmäßigkeit, namentlich bei Fragen, Ausrufen und Wechselreden gestattet hat. Wir sehen hieraus, daß der prägnante, energische Ausdruck des Gedankens dem Dichter wichtiger war als der Wohlklang und die Reinheit des Verses. Die Sprache Kleists ist knapp, realistisch, energisch und kräftig, immer der jedesmaligen Lage entsprechend, sich enge an die Personen und ihre jedesmaligen Stimmungen anschließend. So bildet sie einen auffallenden Gegensatz zu dem Schillerschen Pathos, das manchmal an unrechter Stelle hervortritt. Während die Schillerschen Dramen reich an Sentenzen sind, ist hier alles Sentenzartige sorgfältig vermieden, und jede Person gibt in der einfachsten Weise nur den Eindruck wieder, den der augenblickliche Vorgang auf sie ausübt, oft bloß durch ein Wort, eine Miene oder Gebärde. So ist Kleists Sprache die natürliche traute Sprache unsrer Heimat, die uns anheimelt und frei ist von allem leeren Pathos. Wie weich, anmutig klingt diese Sprache, wenn der schwärmerische Jüngling seine Liebe offenbart oder Kottwitz seine tiefe Naturliebe äußert, wie gewaltig ergreift sie, wenn der Kurfürst zürnt, oder der Jüngling um sein Leben fleht, wie dienstmäßig und ernst ist ihr Ton, wenn der Feldmarschall den Schlachtplan diktiert. Klar, durchsichtig, von plastischer Anschaulichkeit sind besonders „die unsagbar schönen Botenberichte, echte Prüfsteine der Kunst der Sprache, aus denen die voll aufgeblühte Sprache der Kleistschen Diktion spricht.“ Dabei begegnen wir, wo es der Situation entspricht, schwungvollen, kräftigen, oft neuartigen Bildern, die allerdings manchmal gehäuft und überschwenglich sind. In den größeren Reden eines Kottwitz und Homburg, in der begeisterten Ansprache Nataliens an den Kurfürsten spricht sich des Dichters glühender Patriotismus ohne alle Phrase in schönster Weise aus.

Allerdings hat die Sprache des Dichters auch manche eigentümliche Absonderlichkeiten und Angewohnheiten, so den Gebrauch volkstümlicher Ausdrücke z. B. „Auf deine Kappe nimm's" u. a. die Anakoluthie, den Gebrauch des Dativs statt einer präpositionellen Wendung z. B. „Du standst dem Kriegsrecht", die Trennung des Genitivs und andrer attributiven Bestimmungen vom regierenden Hauptwort, des Relativs und der Apposition von dem Hauptwort, die Trennung zusammengehörender Satzglieder durch dazwischen tretende Wörter, den Gebrauch des Reflexivs statt des Passivs, Lieblingsausdrücke, z. B. „Gleichviel", „Lieber", ungewöhnliche Wörter oder Ausdrücke zum Teil mit altertümlichen und mundartlichen Eigenheiten. Aber auch Härten und fehlerhafte Wendungen und Konstruktionen sind nicht ausgeschlossen.[1])

Entstehung und Schicksal des Dramas.

Als nach der Niederwerfung Preußens alle patriotische Herzen ihre Hoffnung auf Österreich richteten, das den Mut gehabt hatte, Napoleon den Krieg zu erklären, da war auch Kleist selbst dorthin geeilt, um mit der ganzen Kraft seiner glühenden Dichterseele an der Befreiung des geknechteten Vaterlandes mitzuwirken. Mit der „Hermannsschlacht", jenem feurigen Weckruf an das deutsche Volk, das die unbedingte Hingabe an das Vaterland laut verkündete, und seinem „Kriegslied an die Deutschen" suchte er den furor teutonicus gegen den mächtigen Korsen zu entfachen. Aber die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli 1808 setzte seinen schönsten Hoffnungen und literarischen Plänen ein schnelles Ende, und „dreifach

---

[1]) Vergl. Zürn, S. 153 ff.

enttäuscht und mit einem Herzen voll Narben" kehrte er in seine brandenburgische Heimat zurück, die er anders wiederfand, als er sie verlassen hatte. Beim Anblick der Bestrebungen eines Stein und Scharnhorst, auf den Trümmern des Staates Friedrichs des Großen ein neues, kräftiges Preußen zu schaffen, belebten sich seine Hoffnungen, und der Verkehr im Hause Altensteins, des Nachfolgers Steins, und mit gleichgesinnten Persönlichkeiten weckte von neuem seine Schaffenslust. Die Königin Luise wurde seine hohe Gönnerin, und ihr Geburtstag am 10. März 1810 gab ihm Veranlassung, ihr ein tief empfundenes, begeistertes Gedicht zu widmen, das ihren ungebeugten Mut und ihre heldenhafte Standhaftigkeit pries und die Königin bis zu Tränen rührte. Und am 19. März konnte er seiner Schwester Ulrike die frohe Nachricht schreiben, daß er ein neues Drama vollendet habe, an das sich seine schönsten Hoffnungen knüpften. „Jetzt wird ein Stück von mir," so schreibt er, „das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater Radziwills (des Fürsten Anton Radziwill, Statthalters von Posen, der eine preußische Prinzessin zur Gemahlin hatte) gegeben und soll nachher auf die Nationalbühne kommen und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden." Dieses Drama, das er in wenigen Monaten geschaffen hatte und ihn aus der Armut und Not in eine gesicherte Existenz bringen sollte, war „Prinz Friedrich von Homburg".

Aber seine Beschützerin, die Königin, starb, und sein Stück mißfiel, weil die Todesfurchtszene den Soldatenstolz beleidigte. Aus demselben Grunde wurde es in Österreich auf Betreiben des Erzherzogs Karl, den er als Überwinder des Unüberwindlichen gefeiert hatte, durch die Zensur verboten. Man befürchtete nämlich eine demoralisierende Wirkung auf das Heer. Heinrich Heine erkannte zuerst die Vorzüge dieses Schauspiels. „Was mich anbetrifft,"

schrieb er am 16. März 1822, „so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Wert hat als alle jene Farcen und Spektakelstücke und Houwaldschen Rühreier, die man uns täglich auftischt.“ Erst 1828 wurde es auf dem Berliner Hoftheater zugelassen, allerdings mit Ausschließung der Todesfurchtszene. Der berühmte Döring war es, der als Kottwitz großen Beifall erntete. Nach dem Kriege von 1870, nachdem das deutsche Nationalbewußtsein einen so gewaltigen Aufschwung genommen, wurde es von der berühmten Truppe der Meininger in vielen Städten Deutschlands mit glänzendem Erfolge gegeben, und Richard Wagner nannte den „Prinzen von Homburg“ geradezu einen Probierstein für die Leistungsfähigkeit der Schauspieler. Weismann sagt, dieses Drama sei das beste vaterländische Drama hohen Stils und verdiene den Werken unsrer großen Dichter an die Seite gestellt zu werden; sein Werk müsse gerade in unsrer Zeit überall in deutschen Landen mit Freude aufgenommen werden als ahnungsvolle Ankündigung der wieder errungenen Macht und Größe des Vaterlandes. Und endlich ruft der neueste Biograph Kleists voll Bewunderung für die dramatische Größe seines Dichters aus: „Dieser tadellose Aufbau, klar und sicher ineinandergreifend wie das blitzende Räderwerk einer Maschine! Meisterhaft und mustergültig, selbst gegenüber der raffiniertesten französischen Experiment-Dramatik! Dabei das Werk eines Menschen, der ohne irgendwelche Beziehung zum lebendigen Theater dastand und niemals ein Stück von sich (von einigen gewiß höchst unvollkommnen Liebhaberaufführungen abgesehen) auf einer Bühne hat spielen sehen! Alles dies ist bloß dem natürlichen Bühneninstinkt und dem entwickelten dramatischen Intellekt zu verdanken.“

Texterläuterungen
zur Unterstützung des Privatstudiums.
I. Akt.

1. Bühnenw. Fehrbellin, Stadt am Rhin-Luch in moorreicher Gegend, entstanden aus Fehre (Fähre) und Bellin, einer alten Burg.
im altfranzösischen Stil. Geschaffen unter Ludwig XIV. durch Le Nôtre, dem Schöpfer der herrlichen Gärten von Versailles im sogenannten Rokoko- oder Zopfstil.
Rampe fr. rampe, eine schräg ansteigende Fläche zur Auffahrt vor dem Haustore.
6. Befehl ward ihm von dir, Anakoluth. Das Subjekt „der Prinz von Homburg“ wird in lebhafter Rede zum Objekt.
8. Wrangel, der Generalleutnant Waldemar von Wrangel. Er war nach der Einnahme von Rathenow nach dem Rhin gezogen, um sich mit seinem Bruder, dem Marschall Wrangel zu vereinigen.
9. Rhin, Nebenfluß der Havel.
10. Bis an die Hackelberge, Erfindung des Dichters zur Bezeichnung der bei Hacken-

I. 1. berg gelegenen waldigen Höhen. Ebenso Hakelwitz.

11. Die Chefs .... gemessen instruiert = nachdem die Chefs u. s. w.

28. Einzuwinden = winden. Ein eigentümlicher Ausdruck, der die drehende Bewegung des Kranzwindens plastischer bezeichnen soll.

30. Im Schlaf versenkt = in Schlaf versenkt, niederdeutsche Ausdrucksweise.

46. Laub der Weid, ein Weidenkranz deutet bei Shakespeare auf unglückliche Liebe, hier Verwechslung durch die dem Lorbeer ähnliche Form der Blätter.

57. Sterngucker d. h. als Sterngucker u. s. w. ihm = sich, älterer Sprachgebrauch.

3. 79. Still! Die Cikade! Der flüsternde Page wird mit der zirpenden Cikade oder Baumgrille verglichen.

85. Im Weizenfeld ... Fortsetzung des Vergleichs.

4. 98. Mameluken, arab. mamlûk = Sklave, die aus gekauften Kindern christlicher Eltern gebildete Leibwache des Sultans von Ägypten; sie bemächtigten sich 1250 der Herrschaft und wählten einen der Ihrigen zum Sultan.

102. Heinz = Heinrich, Reminiszenz aus Shakespeare.

124. Halb auf zwölf = halb 1 Uhr.

136. Parole, im gewöhnlichen Sinne das Losungswort! an dem sich die Parteigenossen im Kriege erkennen; bei Kleist gleich „Kriegsbefehl oder Order“.

I. 4. 147. Wie heißt sie schon? Schon mundartlich = denn oder doch, öfter bei Kleist.

158. Der Kurfürst mit der Stirn des Zeus. Die Stirne des Kurfürsten, die Hoheit, Würde und Kraft gepaart mit mildem Ernste zeigt, wird verglichen mit der majestätischen ehrfurchtgebietenden Stirn der für den Tempel von Olympia geschaffenen Statue des Zeus von Phidias. Auch die Büste des Zeus von Otriculi im Vatikan zeigt dieselbe hochgewölbte, majestätische Stirn, umwallt von lockigem Haar, ähnlich der Allongeperücke des Kurfürsten.

210. Warum? — Ich glaube gar, der Tor — Warum = weshalb diese Frage? — Der Graf vermutet, daß der Prinz Natalie liebt. Dieses scheint ihm eine Torheit wie aus III, 1 hervorgeht.

218. Mich . . . auszuruh'n, mundartlich = ausruhen.

5. Kollett = Lederwams.

233. Elisa. Die zweite Gemahlin des Kurfürsten, hier Elisa genannt, war Dorothea von Holstein-Glücksburg, verwitwete Herzogin von Braunschweig-Lüneburg.

235. Kalkhuhn, als Kanzler nicht bekannt. Dagegen war Johann Friedrich Kalkhuhn kurfürstlicher Erzieher und als Staatsmann nicht ohne Bedeutung.

236. Bei Havelberg, Stadt auf dem linken Ufer der unteren Havel. Die Fähre ist Erfindung des Dichters; sie war bei Fehrbellin.

I. 5. 248. Der Plan der Schlacht — freie Erfindung des Dichters.

254. Fackelbüsche = Kienholz oder Fichtenbüsche, anstatt dessen wohl zu lesen Hackelbüsche nach Analogie von Hackelberge, Hackelwitz, Hackelhöhe, Hackelgrund, vom Dichter erfundene Namen.

Heiduck. urspr. leicht bewaffnete ungarische Soldaten, dann Diener in ungarischer Tracht, insbes. Sänftenträger, Läufer.

273. Die Führung ruhmvoll ... vertraut. Proleptisch, damit sie ruhmvoll werde.

312. Fanfare = Trompetensignal zum Angriff der Reiterei.

349. Zwei Siege jüngst verscherzt. Durch diese Hinweisung und Mahnung wird die Verschuldung des Prinzen in der bevorstehenden Schlacht um so größer.

353. Schimmel, Hinweis auf II, 8.

6. 355. Den Schleier heut ... lüftet. Das Glück verhüllt für gewöhnlich das Gesicht, damit seine Absichten nicht erkannt werden.

360. Heut, Kind der Götter ... deutlicher wäre „dich“ statt „heut“.

II. Akt.

1. 367. Uff! Ausruf der Erleichterung, da das Absteigen Beschwerde macht.

371. Strauß, mhd. strûz, = Kampf, vgl. mhd. striuzen = sperren.

379. Scheute sich mundartlich = scheute. — Ein böses Vorzeichen.

II. 1. 382. Odem, Nebenform zu Atem. Gedanke: man braucht sich deshalb nicht zu sorgen, ängstigen.

391. Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke — Steigende Klimax. Richtiger stände Vogel vor Pfeil.

2. 414. Sich krönen. Das Reflexiv statt des Passiv oft bei Kleist.

422. Die das Fußvolk führen. Da keine Infanterie am Kampfe teilnahm, so müssen wir hier unter Fußvolk Dragoner, eine Art berittener Infanterie verstehen.

438. Wirkt . . . los. Loswirken auf = gegen jene arbeiten, tätig sein. Milit. Ausdr. = losschießen.

448. Die Schwedenboten = Adjutanten.

453. Bedecken = decken.

460. Grabmal = Grab.

479. An dem Schwanz des meinen fort. Derbe Entgegnung von Kottwitz auf des Prinzen Frage: Reitest du so langsam? Ein unklares Bild. Der Sinn ist: Ich reite so schnell, daß du mich nimmer überholen kannst (ich um Schwanzeslänge dir vor bin). Es sieht dann so aus, als ob das zweite Pferd vom Schwanz des ersten nachgezogen würde.

486. Die zehn märkischen Gebote. So viel als: Du kennst nicht die wichtigsten Gebote des Soldaten, deren erstes der Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten ist.

3. 503. So braucht es = bedarf es.

4. 511. Sie bleicht = erbleicht.

5. 529. Feldredoute = eine im Felde angelegte, geschlossene Schanze.

II. 5. 532. Knickend, intransit. = zusammenknickend.
545. In Staub, statt In den Staub, volkstüml. Ausdrucksweise, bei Kleist beliebt.
6. 594. Weiß Moritz kaum ... Was Natalie hier von ihren Eltern und Verwandten sagt, ist Erfindung des Dichters. Der Statthalter Moritz von Oranien war bereits 1625 kinderlos gestorben, der Kampf der Niederlande gegen Spanien war mit dem Westfälischen Frieden 1648 beendet worden.
601. Schlingt Eure Zweige ... Ein herrliches Bild, wenn auch sehr kühn. Der Prinz greift das Bild auf und verwandelt die Rebe des Glücks in eine Schlingpflanze mit duftenden Glockenblumen, deren Zweige sich um seine Brust schlingen und bis in seines Herzens Kern hineinwachsen.
8. 654. Der beim Troß der Suite ... Troß gew. die Leute beim Train, hier allgemein = Haufe, Schar. Suite = Gefolge des Feldherrn.
712. O Cäsar Divus. Cäsar wird Divus genannt, weil ihm göttliche Ehren erwiesen wurden. Der Stern ist das Sinnbild des Glückes. Ähnlich Piccolomini IV, 4: Nichts ist so hoch, wonach der Starke nicht Befugnis hat, die Leiter anzusetzen."
10. 736. Und vor ein Kriegsrecht ... statt Kriegsgericht, ungewöhnlicher Ausdruck, der noch öfter vorkommt.
756. Per aspera ad astra. = Über rauhe Pfade zu den Sternen. Büchmannn weist hier auf Senecas „Rasenden Herkules" v. 437: Non est ad astra mollis e terris via

II. 10. (Nicht sanft ist der Weg von der Erde zu den Sternen).

776. Brutus. Der Konsul L. Junius Brutus ließ seine beiden Söhne hinrichten, weil sie sich an einer Verschwörung zum Sturze der Republik beteiligt hatten.

778. Auf dem kurul'schen Stuhle. Lat. sellae curules, auf denen die Konsulen und andere höhere Beamte bei öffentlichen Verhandlungen saßen. Sella curulis, eigentl. Wagenstuhl von currus = Wagen, da er fortgerollt werden konnte.

786. Wie die Antike starr entgegenkommt. Anspielung auf die Beispiele furchtbarer Strenge aus dem römischen Altertum.

III. Akt.

1. 901. Die weiß den Dey von Algier brennt. Die Beherrscher des Raubstaates Algier waren berüchtigt durch ihre Grausamkeiten. Weißbrennen = aus einem Teufel einen Engel machen.

902. Nach Art der Cherubime. Kleist hält Cherubim für den Singular, statt Cherub, und bildet daher den Plural auf e. Ebenso behandelt er Seraph.

903. Den Sardanapel ziert. Der letzte König von Assyrien (626—606 v. Chr.), war mehr durch Üppigkeit und Weichlichkeit als durch Grausamkeit berüchtigt.

906. Auf Gottes rechter Seit . . . Auf

III. 1. der rechten Seite Gottes stehen am Tage des jüngsten Gerichtes die Gerechten.

5. 990. Liegt in zwei Brettern duftend morgen. Duftend ist nach Weismann passend zum leidenschaftlichen Ausdruck der ganzen Szene und zeigt uns noch eine Spur von der Wildheit des Dichters, wie sie sich in den früheren Dramen in dem plötzlichen Überspringen vom Erhabenen zum Häßlichen kundgibt. Tieck ändert es in „leblos“.

1014. Als hätt' ich ihn erzeugt. Erzeugt im Sinne von geboren.

1058. Dem Oheim wagen. Dativ statt einer Präposition mit entsprechendem Kasus ist echt Kleistisch.

IV. Akt.

1. 1089. Dies fleh' ich dich ... = darum fleh' ich dich an.

1094. O dieser Fehltritt ... „Fehltritt“ ist in den folgenden Versen als Sohn, die „Treue“ als Mutter gedacht.

1104. Die Schranke jugendlich durchstochen = nachdem er die Schranke durchbrochen hatte.

1113. In der ehernen Brust ... Vergl. das Homerische χάλκεον ἦτορ', das eherne Herz.

1148. Die Röhren. Ein Plural, nur noch in Zusammensetzungen wie Luftröhren gebräuchlich. Richtig ist die Rohre.

1154. Welch ein Heldenherz hast du

IV. 1. geknickt! Vergl. II, 5. 532. Ein gewagtes Bild!

1169. Und schaudere dem Wurm zurück. Dativ statt der Präposit. ist echt Kleistisch.

1185. Kassier' ich die Artikel, nämlich des Verhörs, das ihn zum Tode verurteilte.

2. 1214. Supplik = Bittschrift.

1234. Mich nicht verweigern = mich nicht weigern, meinen Namen darunter zu setzen, prägnanter Ausdruck.

1249. So das Blatt nur leicht. Zu ergänzen = ins Gewicht.

3. 1286. Von zwei Spannen.

Diesseit der Erde nach zwei Spannen darunter. Zwei Spannen über der Erde ist der Mensch während seiner Lebensreise, zwei Spannen darunter ruht er im Grabe.

1290. Hängt es = läßt es hängen.

1291. Liegt's bei seiner Ferse = übermorgen wird ihm das Haupt vor die Füße gelegt.

4. 1324. Seht Ihr die Gruft nicht schon im Münster = im Kirchhof, der das Münster umgibt.

V. Akt.

1. 1403. Auf dem Rathaus, wie ich höre. Rathaus ist gleichbedeutend mit Stadthaus (IV, 1194) wo Homburg sich in Haft befindet.

2. 1411. Wenn ich der Dei von Tunis wäre. Der Beherrscher von Tunis heißt eigentlich

V. 2. Bey, während die Sultane von Algier und Tripolis Dey genannt werden. Vergl. III, 901.

1413. Die seidne Schnur. Sie wurde den Beamten, die in Ungnade gefallen waren, zugestellt, damit sie sich selbst erdrosseln sollten.

1415. Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf. Haubitze (böhm. haufnice = Steinschleuder) langes Geschoß zum Werfen von Hohlgeschossen, zwischen Kanone und Mörser stehend.

3. 1465. Wie er's zuletzt verdiente, zuletzt = am Ende, schließlich.

5. 1514. Für unsern Führer peinlich angeklagt. Peinlich, auch hochnotpeinlich von Pein = Todesstrafe im gerichtl. Sinne.

1532. Und auf dem rechten wirkten sie Sukkurs. Sukkurs wirken = Hilfe bringen. Die Schweden hatten vom rechten Flügel, der nicht angegriffen war, dem linken Hilfe gebracht.

1566. Mir von der Bank fällt, mundartl. = in den Schoß fällt.

1567. Die Mutter meiner Krone. Das Gesetz als Mutter gedacht, da es ein Geschlecht von Siegen hervorbringt.

1575. Sich schlägt = geschlagen wird. Anwendung des Reflex. statt des Passiv.

1581. Der ärmste Geist, der in den Sternen fremd. In den Sternen = in der Geisteswelt.

1625. Du wälzest sie des Frevels. = Du wälzest die Veranlassung des Frevels — sehr freie Konstrukt.

V. 5. 1703 u. 1704. Abwesend ganz Aus seiner Brust = so selbstvergessen, eine sehr harte Ausdrucksweise.

1719. Die delphische Weisheit meiner Offiziere. Man denke an das dem Krösus gegebene Orakel: Wenn er den Halys überschreite, werde er ein großes Reich zerstören.

7. 1779. Von Gustav Karl. Gemeint ist Karl Gustav XI.

1786. Vom Mißglück. Der Kurfürst betont noch einmal, daß der Sieg seinen Absichten nicht entsprochen hat.

1795. Den von dem Tron der Wolken Seraphim'. Seraphim', ebenso Cherubime v. 902. Kleist bildet hier fälschlich einen Plural, während das Wort schon Plural ist.

10. 1833. Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist. Schwingt = schwingt sich.

1838. Und jetzt liegt Nebel alles unter mir, d. h. alles liegt wie Nebel unter mir.

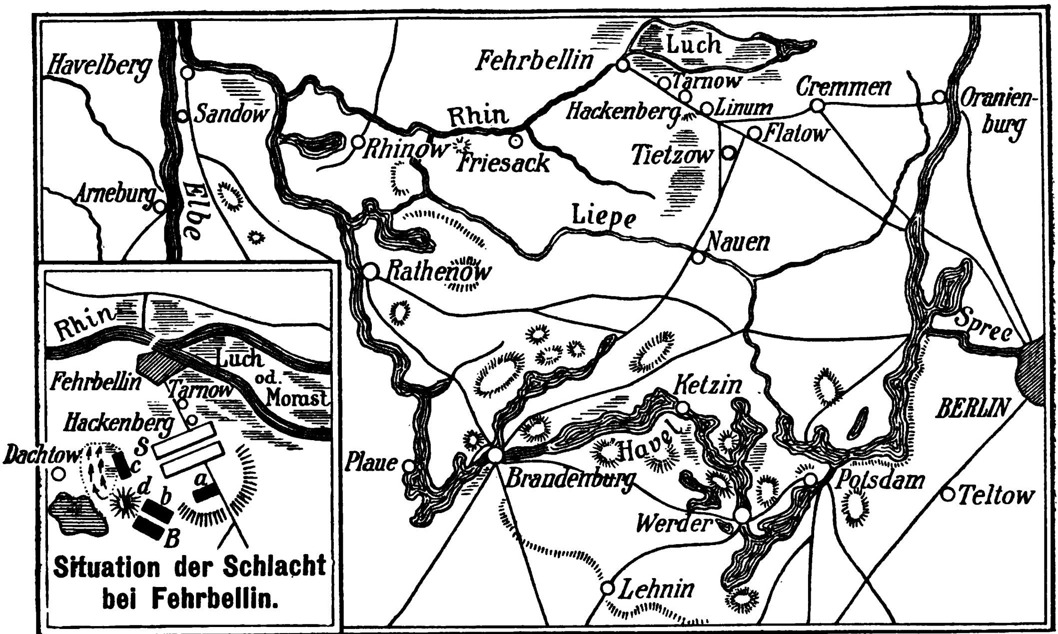
Litteratur.

Außer der Erläuterungen von Weismann, Heuwes, Benedict und Zürn sind folgende Werke und Abhandlungen benutzt worden.

1. Brahm, Heinr. v. Kleist. Berlin, 1884.
2. Bulthaupt, Dramaturgie des Schausp., Oldenburg, 5. Auflage, 1893.
3. Erdmannsdörfer, zum Andenken an die Schlacht von Fehrbellin. Preuß. Jahrb. 36. Bd.
4. Frédéric le Grand, Oeuvres. Tome I. Berlin, 1846.
5. Gaudig, Wegweiser IV. Gera u. Leipzig. Hoffmann, 1899.
6. Gillow, Prinz Friedr. v. Homburg. Progr. Königsst. Gymnasium. Berlin, 1893.
7. Heyk, Monographien zur Weltgesch. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1902.
8. Jul. Schmidt, H. v. Kleist. Preuß. Jahrb. 37. Bd.
9. Seiler, die Behandlung des sittl. Problems u. s. w. Progr. Eisenberg, 1890.
10. Servaes, Kleist. Leipzig, Seemann, 1902.
11. Sierota, das Vaterländ. = Erziehliche in H. v. Kleists „Pr. v. Homb.“ Progr. Allenstein, 1891.
12. H. v. Treitschke, H. v. Kleist. Hist. polit. Aufsätze. Leipzig, Hirzel, 1870.
13. Unbescheid, Beitrag z. Behandlg. d. dram. Lektüre. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1891.
14. Varrentrapp, der Pr. v. Homb. in Geschichte und Dichtung. Preuß. Jahrb. 45. Bd.
15. A. Wilbrandt, H. v. Kleist. Nördlingen, Becksche Buchh. 1863.

Inhalt.

Oswald Schmidt, Leipzig.



Übersichtskarte des Schauplatzes der Schlacht bei Fehrbellin

am 28. Juni 1675.

S = Schweden, *B* = Brandenburger, *a* = Br. Vortruppen, *b* = Hauptheer, *c* = Seitencolonne, *d* = Hügel, wo die br. Artillerie stand.

